



stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

120

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287



2021
Herbst
+

In einer Welt der Ungleichheiten

KÄMPFER:INNEN IN ALLIANZ

für Gerechtigkeit und Menschenrechte

Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

 service@bka.gv.at

 0800 222 666
Mo bis Fr: 8–16 Uhr
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

 +43 1 531 15-204274

 Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1
1010 Wien



Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin, Verlegerin, Herausgeberin und Redaktion:

Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien | Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Raffaella Gmeiner, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess**

Grafisches Konzept, Artdirection & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydođdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Daniel Müller**

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.,** Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien |

office@dfd.co.at

Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.

Verlags- und Erscheinungsort: **Wien** |

Verlagspostamt: 1060 Wien

Anzeigen: **Ebru Uzun** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Ebru Uzun** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland

(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

www.zeitschrift-stimme.at

www.facebook.com/zeitschriftstimme

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmlage**
Hakan Gürses
- 08–09** | **„Man muss kritisch bleiben“**
Peter Schwarz
Romana Beer
- 10–11** | **„Ich habe einen ethischen Anspruch an uns“**
Waltraud Riegler
Romana Beer
- 12–13** | **„Die Wahrheit liegt nicht in der Mitte“**
Erwin Riess
Romana Beer | Gamze Ongan
- 14–15** | **„Es braucht viel mehr Allianzen“**
Márjám Karoly
Romana Beer
- 16–17** | **„Demokratie und Menschenrechte sind keine Selbstläufer“** | Alexander Pollak
Vida Bakondy
- 18–19** | **„Mein Aktivismus liegt im Erinnerung“**
Araba Evelyn Johnston-Arthur
Claudia Unterweger
- 20–21** | **„Menschenrechtsarbeit braucht keine Stars“**
Hikmet Kayahan
Romana Beer
- 22–25** | **Stimme-Talk**
Junger Aktivismus und minoritäre Allianzen | Teil 3
Cornelia Kogoj
- 26–27** | **Michael Oertl zum 70. Geburtstag**
Beate Eder-Jordan
- 28** | **Groll**
Erwin Riess
- 29** | **Ohne Repräsentation gibt's keine Teilhabe**
Die Theaterfrau Ash Kuslaj
Ursula Berner
- 30–31** | **Jubiläumsserie**
Verbunden mit der Initiative Minderheiten
- 32–33** | **Al lavoro!**
Das italienische Tirol und die Migration der Trentiner*innen | Gerhard Hetfleisch
- 34–35** | **Nachlese**
Nico Reiter und Dagmar Urban

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Medieninhaberin und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adresse der Medieninhaberin und der Herausgeberin ist im Impressum angeführt.

Mit persönlicher Assistenz leben

Seit ca. zwei Jahren ist es sehr schwer, fähige persönliche Assistent*innen zu finden – das verzeichnen Beratungsstellen für Menschen mit Behinderungen* vermehrt. Gesucht wird auf verschiedensten Wegen und Plattformen, trotzdem dauert es oft drei bis vier Monate, bis sich geeignete Personen melden.

Personen mit persönlicher Assistenz leben sehr prekär, insbesondere wenn sie umfassende Unterstützung brauchen. Die Fördermittel dafür sind sehr knapp bemessen und reichen trotz langjährigen Kampfes für ein selbstbestimmtes Leben – in hohen Pflegestufen für ein (Über-)Leben – kaum aus.

Dabei ermöglicht persönliche Assistenz Menschen mit Behinderungen* ein autonomes Leben außerhalb von Heimen. Sie ermöglicht es, zu arbeiten, Beziehungen zu führen und selbstbestimmt an der Gesellschaft teilzunehmen. Doch wie lange wird das noch in adäquater Weise möglich sein?

Mitte August informierte uns die Studentensjobbörse unijobs.at über die Beendigung der bisher kostenlosen Inseratenschaltung für private Arbeitgeber_innen. Dabei konnten in den letzten 20 Jahren über 90 Prozent der offenen Stellen über diese Plattform besetzt werden.

Wir sind sehr glücklich darüber, dass **StepStone Österreich**, Anbieter der Plattform unijobs.at, nun doch bereit ist, seine soziale Verantwortung weiterhin zu übernehmen.

Dieser Erfolg geht auf die Initiative vieler zurück: einen besonderen Dank an Marlies Neumüller, Bernadette Feuerstein, Franz-Joseph Huainigg und Dorothea Brožek. Danke auch an Ninil (Empowerment und Beratung für Frauen* mit Behinderung*), den Österreichischen Behindertenrat, SLIÖ (Selbstbestimmt-Leben-Initiative-Österreich) und das Referat für Barrierefreiheit ÖH Wien für die Unterstützung. Last but not least danke an alle, die unseren Brief an unijobs.at unterstützt haben, sowie an Bizeps für ihr eigenes Schreiben.

Trotz dieses aktuellen Erfolgs besteht dringender Handlungsbedarf für eine grundlegende Verbesserung der Assistenzsituation. Verantwortlich dafür wäre der Fonds Soziales Wien (in Wien) als Fördergeber der Behindertenhilfe, aber auch der Bund müsste seinen Beitrag leisten. Notwendig ist auf jeden Fall eine klare Entscheidung zur Verbesserung des Systems persönlicher Assistenz auf einer höheren politischen Ebene.

Elisabeth Magdler
Kulturwissenschaftlerin und
Vorstandsmitglied von Ninil



Foto: Beate Eder-Jordan | Istanbul 2009

Gerald Kurdoğlu Nitsche Glückwünsche zum 80. Geburtstag

Die Initiative Minderheiten gratuliert herzlich zum Geburtstag ihres Gründungs- und Ehrenmitglieds **Gerald Kurdoğlu Nitsche**.

Der Künstler, Kunsterzieher, Deutschprofessor an Gymnasien und Lehrbeauftragte an der Universität Innsbruck war Stimme-Gestalter der ersten Stunde und verfasste

zwischen 1993 und 2011 die Kolumne „Brief aus Istanbul“, die – je nach Änderung des Lebensmittelpunktes des Vielreisenden – auch mal den Titel „Brief nach Istanbul“ trug.

Geboren am 18. Juni 1941 in Wien, musste Nitsche Anfang 1945 kriegsbedingt aus der Bundeshauptstadt flüchten. Nach Kärnten,

dem Tiroler Unterland und Holland kam Nitsche, der früh seine Eltern verloren hatte, als Elfjähriger nach Landeck – hörte aber nicht auf zu reisen. Als Deutschlehrer und Kunsterzieher unterrichtete er unter anderem 1978 bis 1980 sowie 1993 bis 1999 am St.-Georgs-Kolleg Istanbul. 1993 änderte er seinen Namen aus Protest gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus in *Kurdoğlu Nitsche*.

Mit der von ihm 1990 im Haymon Verlag herausgegebenen Anthologie, dem Standardwerk „Österreichische Lyrik – und kein Wort Deutsch. Zeitgenössische Dichtung der Minoritäten“, betrat Nitsche Neuland. Neben eigenen Ausstellungen im In- und Ausland kuratierte der Künstler Hunderte von Ausstellungen und erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Preise.

Travellers in Irland und Sami in Nordskandinavien, mitteleuropäische Roma und Sinti sowie Jenische, aber auch Juden, „Gastarbeiter“, Kurden, Armenier und Basken vertrauten Nitsche ihre Erzählungen und Gedichte an. Er machte diese in seinem 1996 gegründeten Verlag EYE, Literaturverlag der Wenigerheiten, einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Im Jahr 2017 erschien der Sammelband „Steine am Weg. Gedichte und Erzählungen. Edelsteine, Juwelen von und für unterwegs“, den Nitsche gemeinsam mit Bruno Gitterle herausgab.

**Alles Gute zum Geburtstag,
lieber Gerald Kurdoğlu Nitsche!**

Die Initiative Minderheiten trauert um Bülent Öztoplu (1960–2021)

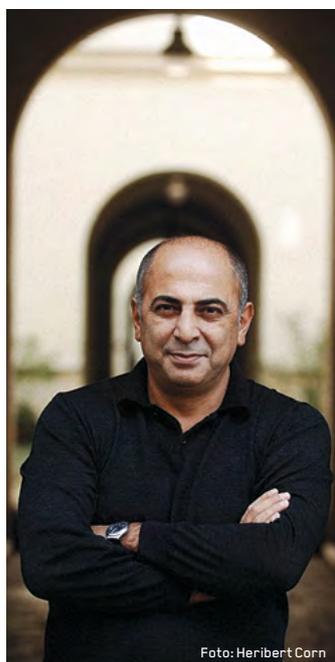


Foto: Heribert Corn

Bülent Öztoplu, der Gründer-vater und Projektleiter des legendären Jugendprojekts *Echo* (1991–2004) und Mitglied des Menschenrechtbeirates (1999–2001), war über viele Jahre hinweg die zentrale Figur der österreichischen Migrations- und Integrationspolitik.

Als Sprachrohr der sogenannten zweiten und dritten Generation wehrte sich Öztoplu stets gegen eine „karitative Ausländerfreundlichkeit“ und setzte sich für Selbstorganisation und Partizipation ein.

Er erhielt zahlreiche Preise, darunter den Ute-Bock-Preis 2003. Öztoplu gründete 2005 gemeinsam mit Simon Kravagna die Zeitschrift *biber*.

Lieber Bülent, danke für deine innovative, herzliche und überaus engagierte Arbeit, du wirst dieser Stadt fehlen!

Gegründet vor drei Jahrzehnten, um ein „Jahr der Minderheiten“ auszurufen, verdichtete sich das Selbstverständnis und das Ziel der **Initiative Minderheiten** immer mehr um den Begriff „minoritäre Allianzen“. Dieses Leitmotiv spiegelt sich bis heute nicht nur in Projekten, sondern auch in der Zusammenstellung des Vorstandes, der Mitarbeiter:innen sowie der Kooperationspartner:innen wider.

Wer sind diese Menschen im Umfeld der **Initiative Minderheiten**, die sich seit Jahrzehnten unermüdlich, kreativ und wegweisend für Minderheitenrechte in Österreich und für plurale Demokratie einsetzen? Wir nennen sie **Kämpfer:innen** und widmen ihnen dieses Stimme-Heft – ganz im Sinne unserer Jubiläumsausstellung: „Was wir fordern! Minderheitenbewegungen in Österreich“, zu sehen bis zum 16. Dezember 2021 in der Stadtbibliothek Innsbruck.

Romana Beer (freie Journalistin), **Claudia Unterweger** (ORF-Journalistin & Moderatorin) und **Vida Bakondy** (Historikerin) haben für diese **Stimme** mit drei Frauen und vier Männern lange Gespräche geführt, um darzustellen, welche Geschichten hinter ihrem politischen Engagement stehen und was sie immer wieder antreibt.

Peter Schwarz, **Waltraud Riegler**, **Erwin Riess**, **Mirjam Karoly**, **Alexander Pollak**, **Araba Evelyn-Johnston-Arthur** und **Hikmet Kayahan** geben darüber hinaus preis, was sie mit der Initiative Minderheiten verbindet, wie sie mit Ignoranz und auch Anfeindungen umgehen und welche Tipps und Ratschläge sie für die nächsten Generationen von Aktivist:innen haben. Wir würdigen die sieben Kämpfer:innen der Minderheitenbewegungen – selbstverständlich stellvertretend für viele andere, mit denen sich unsere Wege gekreuzt haben.

Mehmet Emir, Künstler mit Schwerpunkt Fotografie und Musiker, war nicht nur von 1993 bis 2004 Fotoredakteur der Stimme, sondern auch Vorstandsmitglied der Initiative Minderheiten. Er hat für uns die „Kämpfer:innen“ fotografisch porträtiert.

Diese Ausgabe entstand in redaktioneller Mitarbeit der **Grünen Bildungswerkstatt Wien (GBW)**. An dieser Stelle einen herzlichen Dank an **Ursula Berner** für ihre Unterstützung.

Was Sie in diesem Heft noch erwartet: Der Ideengeber für ein Minderheitenjahr, der dieses Vorhaben mit tatkräftiger Unterstützung von vielen anderen schlussendlich verwirklichen konnte, ist im vergangenen Mai 70 Jahre alt geworden: **Michael Oertl**. Ein Porträt von **Beate Eder-Jordan**, mit dem wir unserem Initiator und „Gründungsvater“ ganz herzlich zum 70. Geburtstag gratulieren. Danke, Michael!

Zur dritten Folge des Stimme-Talks „Junger Aktivismus und minoritäre Allianzen“ hat **Cornelia Kogoj** vier junge Frauen eingeladen: **Hager Abouwarda** von der muslimischen Jugend Österreich, **Elisabeth Magdlener** und **Isabell Naronnig** vom Verein Ninlil und **Dunia Khalil**, Juristin und Antirassismustrainerin, diskutieren unter anderem über die Bedeutung rechtlicher Schritte gegen Diskriminierung und die Herausforderungen von Intersektionalität.

Für die Jubiläumsserie „Verbunden mit der Initiative Minderheiten“ fragten wir Weggefährter:innen nach den größten (minderheiten)politischen Errungenschaften der vergangenen 30 Jahre und danach, was noch zu tun bleibt. Die Langversionen der Interviews finden Sie auf www.imblog.at.

Die Ausstellung *Al lavoro!* in den Tiroler Landesmuseen zeigt noch bis Ende Oktober 2021 die Facetten des Zusammenlebens und die Zuwanderung von Trentiner:innen in die Grafschaft Tirol von 1815 bis 1918. Ein Beitrag von **Gerhard Hetfleisch**, Mitkurator der Ausstellung.

Aslı Kışlal steht für Diversität auf der Bühne. **Ursula Berner** sprach mit der erfolgreichen Theatermacherin über ihren bisherigen Weg und ihre Zukunftspläne.

In der *Radio-Stimme-Nachlese* schließlich besprechen **Dagmar Urban** und **Nico Reiter** die Sendung „Queer und wohnungslos in Wien“.

In der kommenden Ausgabe im Dezember, der letzten in unserem Jubiläumsjahr 2021, wird gefeiert: Wir dokumentieren unsere Projekte aus 30 Jahren, beschreiben Erfolge und Veranstaltungshighlights und bieten Einblicke in unser Bildarchiv.

Noch viele Gründe zum Feiern und farbenfrohe Herbsttage wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin



Das dreißigste Jahr

Wenn er in sein dreißigstes Jahr geht und der Winter kommt, wenn eine Eisklammer November und Dezember zusammenhält und sein Herz frostet, schläft er ein über seinen Qualen.

Ingeborg Bachmann: Das dreißigste Jahr ^[1]

Mein Kollege wird in diesem Monat 30. Ich habe ihm versprochen, an seinem Geburtstag mit den spätadoleszenten Boomer-Witzen über sein junges Alter für immer aufzuhören. Inzwischen nerven diese („Was, du weißt wirklich, wer Michael Jackson war? Uhuhaahaha!“) nicht nur ihn, sondern auch mich. Umgekehrt fällt mir seit einigen Jahren immer öfter ein, was ich einem Freund einst über einen gemeinsamen Bekannten gesagt hatte: „Ach, der! Er ist doch alt, er ist schon 30!“ Ich selbst war damals noch 19, glaube ich.

Heute, in meinem 60. Lebensjahr, das der Pandemie wegen nicht groß gefeiert werden konnte, denke ich an meinen Dreißiger zurück und finde (Versprechen hin oder her), es war wirklich noch ein sehr junges Alter. Aus Boomer-Sicht freilich. Damals hingegen kam ich mir uralte und verbraucht vor. Vieles ist aus, dachte ich an der Wende zu meinem dreißigsten Jahr, vieles geht ab jetzt nicht mehr. Dabei war es nur die Gratis-Entlehnung von Büchern in der Städtischen Bücherei, die von Alters wegen nicht mehr ging. Interrail war sowieso mit 26 passé gewesen, und ich hatte auch davor keinen Gebrauch davon gemacht. Sonst stand mir die ganze Welt noch offen wie ein Würstelstand. Aber sie fühlte sich für mich damals so geschlossen an wie eine Trafik.

Die Initiative Minderheiten wurde heuer 30. Das ist der eigentliche Grund dieses Grübelns. Es ist schon sonderbar. Wenn man in eine Sache fast von Anfang an verstrickt ist, betrifft das Älterwerden der Sache auch eine*n selbst. „Wie bin ich alt geworden gemeinsam mit der Sache!“, klagt man. „Wie jung ich damals war!“

Das ist wohl die Kernidee hinter der Kampagne, die heuer auf IM BLOG, dem Weblog der Initiative Minderheiten, sowie im vorliegenden Heft geführt wird. Mit der Organisation verbundene Personen erzählen, was sie vor 30 Jahren getan haben und wie es ihnen heute mit den „Issues“ der Organisation so geht. Da mich indes niemand danach gefragt hat, erzähle ich es hier in meiner Kolumne. Und weil ich nicht mit Kindheits- oder Pubertätsfotos dienen kann (ich war vor dreißig Jahren eben ein verbrauchter Dreißigjähriger) und die Zeit nicht zurückzudrehen ist, drehe ich sie eben vor. Es folgt eine improvisierte Vorschau.

Wir schreiben das Jahr 2051. Ich bin bereits 90, die Initiative (wie mein witzgeprüfter Millennial-Kollege auch) ganz schön 60. Sebastian Kurz regiert schon wieder und ist selbst kein Jüngling mehr. Die Grünen sind weiterhin die

kleine Koalitionspartei. So klein, dass sie außer für das Umweltressort keine Minister*innen mehr stellen darf, aber eben um jeden Preis Türkis-Blau verhindern will, obwohl es inzwischen keine blaue Partei mehr gibt. Die Türkisen haben schon Themen, Slogans und Personal der FPÖ übernommen. Herbert Kickl, einst FPÖ-Chef, ist nun FBI, Führer des Berittenen Impfordnungsdienstes im Innenministerium. Auf Pferden reitend sucht die Einheit nach migrantisch aussehenden Personen auf der Straße, um sie zum Schutz der (mittlerweile nicht mehr impfpflichtigen) Urbevölkerung gegen die Omega-Variante von Corona zu impfen.

Österreich leitet das vor zehn Jahren gegründete ACAB, Abendländisch-Christliches Arbeitsbündnis, eine Union, in der sich neben Österreich auch weitere aus der EU ausgetretene Staaten zusammengefunden haben: Ungarn, England (das UK gibt es seit 15 Jahren nicht mehr), Slowakei, Kroatien, Tschechien, Slowenien und Weißrussland. Das ACAB hat die Insel Malta aufgekauft, um dort alle Geflüchteten, die nun politisch korrekt „Angehaltene“ heißen, in einem Großlager bis zu ihrer Rückführung anzuhalten. In jeder Gemeinde der ACAB-Länder gibt es vom Rest der Wohnbezirke abgetrennte Wohnblöcke, und die Nicht-Staatsbürger*innen dürfen ausschließlich in solchen Blöcken wohnen. Der korrekte Name für diese Drittstaatsangehörigen lautet nun „Bündnisfremde“.

Die 25 Kunst- und Kultur-IGs kämpfen weiterhin für Fixkostenzuschüsse an Kunst- und Kulturschaffende, mit dem Argument, dass Kulturarbeit systemrelevant sei – was der Bund der Wirtschaftstreibenden ablehnt. Frauen verdienen zwei Drittel weniger als Männer, wenn sie keine Kinder kriegen. Jede*r Bürger*in muss aktives Mitglied im KGB, Klima-Großbündnis, sein, und Schüler*innen sind als Teil des BÖS, Bund Österreichischer Schüler*innen, dazu verpflichtet, jeden Freitag gegen den Klimawandel am Held*innenplatz zu demonstrieren.

Wir befinden uns also im Jahre 2051 nach Christus. Ganz Österreich ist von einem neoliberalen Autoritarismus besetzt, der sich alle widerständigen Aktivitäten und die korrekte Sprache angeeignet hat. Ganz Österreich? Nein! Eine von unbeugsamen POCs und Gegen-Alliierten bevölkerte Organisation, die Initiative Dekolonisierte heißt (inzwischen ist es nicht mehr politisch korrekt, von „Minderheiten“ zu reden), hört nicht auf, dem postkolonial-neoliberalen Selbstoptimierungszwang Widerstand zu leisten. Ich bin noch immer Vorstandsmitglied dieser Organisation und schreibe eine Kolumne für deren Zeitschrift ...

Ich denke, es ist besser, wenn ich nächstes Mal doch darüber berichte, was ich mit 30 so tat. Dann wird auch mein geduldiger dreißigjähriger Kollege vielleicht Gelegenheit bekommen, den einen oder anderen Witz auf meine Kosten zu reißen.

Denn die Zukunft ist wirklich auch nicht mehr das, was sie einmal war.

^[1] Ingeborg Bachmann: Das dreißigste Jahr. Erzählungen. München 1984, S. 30.

In einer Welt der Ungleichheiten

Kämpfer:innen in Allianz

für Gerechtigkeit
und Menschenrechte

» **stimme** _Thema >>

A portrait of Peter Schwarz, a middle-aged man with short, light-colored hair and glasses, wearing a light blue short-sleeved button-down shirt. He is standing in front of a white pillar and a grey metal grid structure. The background is slightly blurred, showing a building with a grid of windows.

„Man
muss
kritisch
bleiben“

Peter Schwarz

Als die **Initiative Minderheiten** 1991 gegründet wurde, sah das Leben von **Peter Schwarz** ganz anders aus als heute: Mit seinem eigenen Handelsunternehmen war er damals in der Privatwirtschaft tätig. Nur wenige Jahre später habe er „die Branche komplett gewechselt“, wie er sagt. Er begann, anfangs ehrenamtlich, bei **ESRA** zu arbeiten – dem 1994 eingerichteten psychosozialen Zentrum für NS-Überlebende und die jüdische Bevölkerung Wiens, das heute auch Anlaufstelle für traumatisierte Menschen aller Konfessionen ist. Parallel dazu war Schwarz Mitte der 1990er Jahre Referent im Parlamentsklub der Grünen im Bereich „Aufarbeitung der Folgen der Verfolgung von Menschen durch das NS-Regime“.

„Das waren natürlich keine Zufälle. Diese Themen haben mich berührt“, sagt Schwarz, der heute als Geschäftsführer von ESRA Teil der dreiköpfigen Leitung der Organisation ist, wenn man ihn auf eine Verbindung zwischen seinen Berufswegen und der Geschichte seiner Familie anspricht. Schwarz' Mutter und Großmutter wurden 1945 als Widerstandskämpferinnen von der Gestapo verhaftet. Sein jüdischer Vater wurde im Zweiten Weltkrieg aus Wien vertrieben und kämpfte als britischer Soldat ebenfalls gegen die NS-Diktatur. In seiner Kindheit und Jugend sei offen über Krieg und Widerstand gesprochen worden, erzählt Schwarz. Bei bestimmten Themen habe er im Gespräch mit seiner Mutter „eine nicht offensichtliche, aber doch emotional spürbare Traumatisierung“ wahrgenommen, die er damals nicht benennen konnte.

„Es wurde auch sehr viel gelacht“

„So dramatisch das alles war, es wurde nicht dramatisiert“, sagt Schwarz. Seine Familie habe ihn zweifellos sehr geprägt. „Und für meine Eltern war deren Geschichte prägend für ihr politisches Denken.“ In einem politischen Elternhaus aufzuwachsen, sei auch sehr unterhaltsam gewesen: „Bei uns zu Hause wurde viel diskutiert und es wurde auch sehr viel gelacht. Diskussionen waren immer Bestandteil einer angelegten Unterhaltung. Ich kann mich an den Freundeskreis meiner Eltern erinnern – lauter interessante Persönlichkeiten. Jeder hatte etwas zu erzählen, jeder hatte Standpunkte.“

In den 1970er Jahren engagierten sich Schwarz' Eltern für Zuwande-

rerinnen und Zuwanderer aus der Sowjetunion. „Mein Vater und meine Mutter taten – zusammen mit anderen – sehr viel dafür, dass diesen Menschen geholfen wird. Sie machten in gewisser Weise das, was heute ESRA macht. Ich habe das damals als Teenager miterlebt: Menschen, die am Wochenende vor der Tür standen und um Hilfe fragten. Und ich sehe noch meine Mutter vor mir, wie sie im Wohnzimmer gesessen ist und Briefe ans Innenministerium oder andere Behörden für die Zuwanderer getippt hat.“

An einem Thema dranbleiben, auch wenn es Rückschläge gibt, das sei im Aktivismus wichtig. „Auch wenn es schwerfällt: Man darf sich nicht entmutigen lassen, wenn man nicht von allen anerkannt, geschätzt und geliebt wird.“ Und man müsse kritisch bleiben und mit vielen Menschen reden. „Viel reden und viel zuhören. Die eigenen Positionen sowohl an den politischen Freunden als auch den politischen Feinden messen und schleifen und versuchen, seine eigene Position zu finden“, so Schwarz, der einschränkt, er fühle sich nicht berufen, jungen Aktivistinnen und Aktivisten Ratschläge zu geben, denn auch sein Weg sei rückblickend nicht immer der richtige gewesen.

„Ich mag Menschen“

„Aber ich mag Menschen und ich unterhalte mich gerne mit Menschen. Und ich mag es, Gemeinsamkeiten mit Menschen zu finden, die meine Meinung nicht teilen.“ Dass Kommunikation und Aktivismus heute oft im Netz stattfinden, sieht Schwarz kritisch: „Manche Tendenzen, die wir gar nicht wollen, finden durch

Social Media eine schnelle, ungefilterte Verbreitung, die uns Sorgen bereiten muss.“ Es sei schwieriger geworden, Radikalisierungen aufzuhalten. Er selbst diskutiert und postet nicht auf Facebook, Twitter oder Instagram. „Aber wäre ich heute 20 oder 25, würde ich wahrscheinlich auch eine dieser Plattformen aktiv nutzen, um mich zu vernetzen und zu kommunizieren.“

„Gelebte Vielfalt“

Anfang der 1990er Jahre, zu der Zeit als die **Initiative Minderheiten** gegründet wurde, habe ihn das Anti-Ausländer-Volksbegehren der FPÖ stark beschäftigt, erzählt Schwarz: „Das war das, was uns damals, als uns immer irgendetwas bewegte, am meisten aufgeregt hat.“ Zur Initiative Minderheiten stieß Schwarz dann Mitte der 2000er Jahre. Seit 2004 ist er im Vorstand. „Es ist diese gelebte Vielfalt, die mir sehr gefällt. Abgesehen von all der politischen Arbeit, ist die Initiative Minderheiten auch eine Runde von durchwegs sehr, sehr interessanten Menschen, die ich von ihren Persönlichkeiten her sehr schätze. Und dass uns dann auch noch Anliegen verbinden, das ist besonders schön.“

Dass er selbst in den 1990er Jahren sein Berufsleben völlig umkrempelte, hat Schwarz nie bereut. Für eine Nonprofitorganisation zu arbeiten, mache „einen großen Unterschied für das eigene Selbstverständnis und auch für das Wohlbefinden“. Natürlich dürfe man das aber auch nicht zu verklärt sehen: „Im Arbeitsalltag gibt es oft auch ganz banale Probleme – es geht nicht nur um Engagement.“

Romana Beer

„Ich habe
einen ethischen
Anspruch
an uns“

Waltraud Riegler

Jeder Mensch hat Vorurteile“, davon ist **Waltraud Riegler** überzeugt. Sie selbst sei bei ihrem ersten Treffen bei der Homosexuellen Initiative (HOSI) Anfang der 1980er Jahre erstaunt gewesen, dass da „ganz normale“ Frauen sitzen. Neun Jahre später nahm Riegler als Vertreterin der Lesben und Schwulen an den Gründungstreffen der **Initiative Minderheiten** teil.

„Wir hatten anfangs alle unsere Vorurteile gegenüber den anderen Minderheitengruppen“, sagt Waltraud Riegler rückblickend, wenn sie an das Gründungstreffen der Initiative Minderheiten im Jahr 1991 denkt. Die persönlichen Begegnungen zertrümmerten aber schnell jedes vorgefertigte Bild im Kopf, und bald ging es nur noch um eines: Was vereint uns und wie können wir einander unterstützen? Dieses gegenseitige Verständnis sei einer der Gründe, warum die Initiative Minderheiten bis heute so wichtig ist, sagt Riegler. „Und ich habe dort sehr liebe Menschen kennengelernt.“

Minderheitenthemen interessierten Riegler schon als Kind: „In Deutschkreutz, wo ich aufgewachsen bin, gab es eine große jüdische Gemeinde, die 1938 vertrieben wurde. Als Kind habe ich nicht verstanden, warum es einen jüdischen Friedhof gab, der halb zerstört war.“

„Raus aus der Enge“

Nach der Matura ging sie zum Studium nach Wien: „Raus aus der Enge.“ Über ein Inserat im Falter kam Riegler zur damals neugegründeten Lesben-Gruppe der HOSI. „Davor habe ich gedacht, ich bin die einzige lesbische Frau aus dem Burgenland.“ Die HOSI sei anfangs „ein Männerverein“ gewesen – „aber dann haben sich die Frauen ihren Platz erkämpft“. Dass diese sich auch politisieren und nicht nur plaudern, darauf schaute Riegler. Sie organisierte Grillfeste in der Lobau, Österreichs erstes Lesbenfußballmatch – und immer wieder politische Aktionen.

Eine davon machte 1988 Schlagzeilen: Der Slogan „Lesben sind immer und überall“ sollte auf den Wiener Straßenbahnen plakatiert werden. Doch die zuständige Werbeflächenfirma Gewista lehnte den Auftrag

ab – mit Verweis auf Paragraph 220 des Strafgesetzbuches, dem „Werbeprotib für gleichgeschlechtliche Unzucht und für Unzucht mit Tieren“, und mit dem Argument, Frauen, die in die Straßenbahn einsteigen, könnten sich als Lesben „denunziert“ fühlen. „Ich habe dann dem Chef der Gewista geschrieben, dass sich Menschen, die in eine Straßenbahn mit Werbung für Schwedenbomben einsteigen, ja auch nicht als Schwedenbomben bezeichnet fühlen“, erzählt Riegler. Doch die Gewista blieb beim Nein. Erst acht Jahre später wurde Paragraph 220 aus dem Strafgesetzbuch gestrichen. Auch dafür hatte Riegler sich eingesetzt.

„Kontinuität kann viel bewirken“

„Ausdauer haben und dranbleiben“, das sei in jedem Kampf wichtig, sagt Riegler, die 1991 zur ersten Obfrau der HOSI Wien gewählt wurde, rückblickend. Denn Kontinuität könne viel bewirken. Ihre beruflichen Wege führten sie in den 1990er Jahren zur Evangelischen Akademie Wien, deren Geschäftsführerin sie bis 2005 war. Ihren Anliegen ging sie, „wann immer es möglich war“, auch im Beruf nach. So organisierte sie etwa Studienreisen nach Auschwitz. 2009 erhielt Riegler das Bundes-Ehrenzeichen für hervorragende Leistungen in den Bereichen Toleranz und Menschenrechte. Heute ist sie Vertreterin der Lesben und Schwulen im Ausschuss zur Neuerrichtung der Österreich-Ausstellung in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau.

Zur Regenbogenparade in Wien geht Riegler seit der ersten im Jahr 1996 auch in ihrer Pension noch gerne. „Ich treffe dort die Oldies. Viele tolle Frauen und Männer, die mir im Laufe der Jahre begegnet sind, sind aber schon verstorben.“ Einige von ihnen seien im Gefängnis gewesen,

denn bis 1971 war Homosexualität in Österreich strafbar. „Die Geschichten dieser Menschen dürfen nicht vergessen werden“, das ist Riegler wichtig.

„In jeder Gruppe gibt es Gauner“

Diskriminierungen gebe es auch heute noch, sagt sie: „Regenbogengehsteige werden beschmiert und Regenbogenfahnen verbrannt.“ Vieles habe sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten aber auch verändert. So gebe es heute „eine ganze Menge“ Vorbilder. „Anfang der 1980er Jahre, als ich mein Coming-out hatte, gab es gar keine“, erzählt Riegler. „Wenn Lesben in Filmen vorgekommen sind, dann haben sie kein Happy End gehabt: Sie wurden ermordet, begingen Suizid, wurden von Heterosexualität gerettet.“ Die einzige offene lesbische Frau, die damals in den Medien vorkam, war die „Wilde Wanda“ – eine Zuhälterin aus der Wiener Unterwelt, von der die Popgruppe „Wanda“ ihren Namen hat – „und die ist in den Häfen gekommen“.

Natürlich gebe es auch lesbische Frauen und schwule Männer, „die man nicht so gern als Vorbild hat, zum Beispiel Jörg Haider. Aber es gibt eben in jeder Gruppe auch die Gauner.“ Dass man selbst einer Minderheit angehört und dennoch andere ausgrenzt, das passt für Riegler nicht zusammen. „Ich habe immer geglaubt, dass unser Kampf auch dazu führt, dass wir zu besseren Menschen werden. Da habe ich schon einen ethischen Anspruch an uns.“ Der jungen LGBTIQ-Generation wünscht Riegler in erster Linie eines: „Dass sie frei leben kann, dass die Diskriminierungen aufhören und dass es ganz selbstverständlich wird, wenn man zur LGBTIQ-Gruppe dazugehört.“

Romana Beer



„Die
Wahrheit
liegt
nicht
in der
Mitte“

Erwin Riess

Könnte **Erwin Riess** seinem 25-jährigem Ich einen Rat geben, so würde dieser lauten: „Lesen, denken, leben, lieben, nichts bereuen.“ Der Liebhaber von Donau, Schiffen und ungarischen Fischsuppen lebt heute abwechselnd in Wien-Floridsdorf und am Wörther See in Kärnten. Ein typischer Tag besteht bei Riess aus „arbeiten, trainieren, einkaufen und wieder arbeiten. Und Abenden beim Binder-Heurigen, wo der ‚Ständige Ausschuss zur Lösung sämtlicher Welträtsel in Permanenz‘ tagt.“

Der Schriftsteller wurde 1957 in Wien geboren. Aufgewachsen ist er, wie er es selbst formuliert, in der Kremser Donauau und im Kremser Hafen. Als Jugendlicher wollte Riess Donaufischer werden – „später Donaumatrose, dann Donaukapitän und jetzt, im Alter, Donaubeobachter“. Nach der Schulzeit in Krems studierte er aber zunächst einmal Politik- und Theaterwissenschaft an der Universität Wien und arbeitete als Verlagslektor. Von 1984 bis 1994 war er wissenschaftlicher Referent für behindertengerechtes Bauen im Wirtschaftsministerium. Riess unterrichtet seit vielen Jahren an der Universität Klagenfurt im Bereich „Independent Living“.

Unterwegs mit Herrn Groll

Seit 1994 arbeitet Riess als freier Schriftsteller. 2002 wurde er mit dem Würdigungspreis des Landes Niederösterreich für Literatur ausgezeichnet. Das literarische Schaffen von Riess umfasst Erzählungen, Theaterstücke und Romane – die meisten davon mit seinem Protagonisten, dem Privatdetektiv *Groll*, Rollstuhlfahrer und Liebhaber der Binnenschiffahrt. Zumeist im Auftrag seines väterlichen Freundes, dem italo-amerikanischen Mafioso Giardano, reist Groll unter anderem nach Kärnten, um im „politischen Jurassic Park“ Europas zu ermitteln (in „Herr Groll im Schatten der Karawanken“), weiter nach Rom, um zwei Weltverschwörungstheorien auf die Schliche zu kommen (in

„Herr Groll und die Stromschnellen des Tiber“), und von New York, wo er sich immer wieder aufhält, nach Ungarn und Österreich, um sich als Hilfsschlepper zu betätigen (in „Herr Groll und die Donaupiraten“). In seinem neuesten Roman geht es nach Salzburg: „Groll und die Wölfe von Salzburg“ ist gerade im Otto Müller Verlag erschienen.

Bei all den finsternen Abgründen Österreichs, in die Riess schaut, verliert er nie die Leichtigkeit, die seine Leser:innen schmunzeln lässt. 2016 erschien ein ganz anderes Buch, das Riess gemeinsam mit Rudolf Likar, Primar an der Intensivstation des Klinikums Klagenfurt, herausgegeben hat: „Unerhörte Lust. Zur Sexualität behinderter und kranker Menschen“. Das Buch versammelt Beiträge sowohl von Mediziner:innen, die sich mit Krankheitsbildern im Kontext der Sexualität beschäftigen, als auch von Menschen mit Behinderung, die von ihrer „unerhörten Lust“ erzählen. Sehr zu empfehlen: „Umwege zur Lust oder Herr Groll schreibt einen Brief“, den Riess an den querschnittgelähmten Sohn eines Freundes richtet.

„Kleinmut ist tödlich“

Als Vorstandsmitglied der **Initiative Minderheiten** begleitet Riess den Verein seit den 1990er Jahren mit Sachkenntnis und Kritik am Umgang der Politik und der Gesellschaft mit Menschen mit Behinderung. In seiner Stimme-Kolumne mit Groll-Geschichten entblößt er

seit 1993 das tagesaktuelle politische Geschehen.

Zu den wichtigsten minderheitenpolitischen Errungenschaften der letzten 30 Jahre zählt Riess die Entwicklung der Selbstbestimmt-Leben-Gruppen, den Verein Bizeps, der sich dafür einsetzt, dass Menschen mit Behinderung ein selbstbestimmtes Leben führen können, und die Gründung des Unabhängigen Monitoringausschusses zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung. Mit der Initiative Minderheiten verbindet Riess, wie er sagt, „nachhaltige Arbeit, erstaunliche Erkenntnisse und im Brecht’schen Sinn freundliche Menschen“.

Seine politischen Vorbilder sind heute die gleichen wie vor 30 Jahren: Antonio Gramsci, Franco Basaglia, Nicola Cuomo. Für junge Aktivist:innen hat Riess drei Erkenntnisse parat: „Die Wahrheit liegt nicht in der Mitte. Kleinmut ist tödlich. Und: Beim Reden kommen die Leute nicht zusammen.“ 2017 kandidierte Riess für die KPÖ Plus bei der Nationalratswahl. Der Grund: Er hatte es dem Liedermacher Sigi Maron versprochen. Ob er noch einmal antreten würde? „Wenn Sigi Maron vom Kommunistenhimmel wieder auf die Erde zurückkehrt, mache ich jederzeit wieder mit.“

Romana Beer | Mitarbeit: Gamze Ongan

„ Es

braucht

viel mehr

Allianzen“

Mirjam Karoly

Die Jungen sind wahnsinnig toll“, schwärmt **Mirjam Karoly** von der jungen Generation der Roma und Sinti in Österreich. „Sie sind stolz auf ihre Identität und kämpfen gegen Diskriminierung.“ Eines sei in diesem Kampf heute wichtiger denn je: „Wir müssen in die Institutionen gehen – in die Arztpraxen, die Schulen und die Bildungsdirektionen – und dort zu unserer Identität stehen.“ Genau das hat die Politikwissenschaftlerin getan.

Dass sie als Romni die OSZE-Kontaktstelle für Roma-und-Sinti-Fragen beim Büro für Menschenrechte und Demokratisierung in Warschau leitete, bezeichnet Karoly als einen ihrer größten Erfolge: „Wenn man eine wichtige Position übernimmt, dann hat man eine Rolle, die mit Vorurteilen aufräumt.“ Im beruflichen Alltag habe sie oft gemerkt, dass andere doch für einen kurzen Moment überrascht waren, als sie erfuhren, dass sie Romni ist – „und da habe ich gemerkt: Ich breche mit Stereotypen.“

„Wo das Schilf anfang, da waren wir“

Mit Vorurteilen musste sich die Tochter eines Burgenlandrom und einer Deutschen früh auseinandersetzen. In den Sommerferien etwa, die sie mit ihren Geschwistern oft bei den Großeltern am Neusiedlersee verbrachte. „Unsere Eltern setzten uns am Südtiroler Platz in den Postbus nach Mörbisch, und dort hat uns die Oma von der Busstation abgeholt“, erzählt Karoly. Die räumliche Distanz habe sie noch gut in Erinnerung: „Zuerst war da der Ort, dann die Bauern, und wo das Schilf anfang, da waren wir. Es war klar: Wenn du eine Karoly bist, dann gehörst du dahin.“

„Unsere Identität war einfach immer präsent. Damit wächst man auf“, sagt Karoly rückblickend. Auch während ihrer Schulzeit in Wien, als sie die einzige Roma-Angehörige in ihrer Klasse war: „Es war keine leichte Zeit. Man ist mit komischen Fragen konfrontiert und bekommt viele Ängste mit.“ Sie habe immer eine gewisse Ambivalenz rund um ihre Identität empfunden, sagt Karoly und erzählt von ihrer Sponion, bei der ihr Vater, „der immer gesungen und Geige gespielt hat“, zu singen

anfang und sie unwillkürlich dachte: „Was denken jetzt die Leute?“ Und von der Veranstaltung in Wien Mitte der 1990er Jahre, bei der es um die Anerkennung der Roma ging: „Mein Vater war begeistert, doch dann sagte er plötzlich: ‚Was, wenn uns jetzt die Nachbarn sehen?‘“

Offen über ihre unterschiedlichen Identitäten zu sprechen und keine Angst mehr zu haben, sei ein Lernprozess gewesen. „Dabei war es wichtig, zu sehen, dass wir viele sind, dass es vielen von uns so geht“, sagt Karoly und spricht von einem Generationenwechsel: „Heute tauschen sich viel mehr Menschen aus und vernetzen sich.“ Mit der Zeit hat Karoly auch Wege gefunden, mit Rassismus umzugehen: Die „verlorenen Fälle“ nennt sie die einen – „da will ich mir keine weitere Konfrontation antun“. Mit den anderen suche sie die Kommunikation. Dabei ist es für sie wichtig, „von der persönlichen auf eine strukturelle Ebene zu kommen“.

„Es war eine spannende Zeit“

Als die **Initiative Minderheiten** 1991 gegründet wurde, hatte Karoly gerade angefangen zu studieren. Kurz zuvor, 1989, wurde in Oberwart der erste Roma-Verein gegründet. 1991 folgten Vereine in Wien – Romano-Centro etwa, wo Karoly sich früh einbrachte und dessen Obfrau sie heute noch ist. 1993 wurden dann die Burgenlandroma als autochthone Volksgruppe anerkannt. „Es war eine spannende Zeit“, sagt Karoly, die Aufbruchsstimmung sei in diesen Jahren in der ganzen Roma-Bewegung spürbar gewesen.

Doch immer wieder tauchten die altbekannten ambivalenten Gefühle

auf: „Einerseits wollten wir unseren Platz in der Gesellschaft einfordern. Andererseits war da die Angst, es könnte uns schaden, an die Öffentlichkeit zu gehen.“ Viele, die skeptisch waren, hätten sich nach dem Anschlag in Oberwart 1995, bei dem vier Roma getötet wurden, bestätigt gefühlt.

Gemeinsame Ziele, gemeinsames Handeln

Dass Karoly ihre Diplomarbeit über die Anerkennung der Roma in Österreich schrieb, sei für sie „auch ein bisschen Aufarbeitung“ gewesen: „Ich wollte etwas für meine Familie tun, vor allem für meinen Vater.“ In der Arbeit thematisiert die Politikwissenschaftlerin die Fortführung der Diskriminierung von Roma und Sinti in der Nachkriegszeit – und sie zieht Parallelen zu anderen Minderheitengruppen. Vergleichend zu arbeiten und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, ist Karoly wichtig: „Dadurch werden strukturelle Diskriminierung und Rassismus viel schneller sichtbar.“

„Früher haben wir nur darauf geschaut, wie wir unsere Rechte durchsetzen können, und zu dieser Zeit war das auch wichtig.“ Um Veränderungen zu bewirken, müsse heute aber gemeinsam gehandelt werden, davon ist Karoly überzeugt: „Es braucht viel mehr Allianzen.“ Intersektionalität und Diversität seien stark im Kommen: „Wir müssen einander unterstützen. Und wir können viel mehr bewirken, wenn wir uns gemeinsame Ziele setzen – genau das also, was die Initiative Minderheiten schon seit 30 Jahren macht.“

Romana Beer

A man with dark, wavy hair and glasses is smiling slightly. He is wearing a dark blue zip-up jacket over a light green t-shirt with a purple collar. He stands in a field of coffee plants with green leaves and red cherries. The background is a textured, brownish ground.

„Demokratie und
Menschenrechte
sind keine
Selbstläufer“

Alexander Pollak

Seit mehr als zehn Jahren ist der gebürtige Wiener **Alexander Pollak** Sprecher der Menschenrechtsorganisation **SOS Mitmensch**. In dieser Funktion setzt er sich lautstark für die Würde und Rechte aller Menschen in Österreich ein. Für seine politische Arbeit und das Engagement wurde er im Jahr 2019 mit dem Menschenrechtspreis der österreichischen Liga für Menschenrechte ausgezeichnet. Es sei sicher die spannendste Tätigkeit seines Lebens, sagt Pollak. „Aber es bedarf einer hohen Frustrationstoleranz. Menschenrechtsthemen sind in Österreich nicht immer populär und man begegnet viel Widerstand.“ Woher kommt sein unermüdliches Engagement, was hat ihn geprägt, was treibt ihn an? Ein Rück- und Ausblick.

Die fehlende Auseinandersetzung mit der österreichischen Nazivergangenheit und die Versuche, diese zu verleugnen und zu verharmlosen, hätten ihn schon in der Jugend beschäftigt und geprägt. Als ein Schlüsselereignis nennt Pollak die Waldheimaffäre. Die Debatte um die Beteiligung Kurt Waldheims an nationalsozialistischen Kriegsverbrechen habe ihn politisiert. 1986, mit 13 Jahren, nimmt er erstmals an einer Demonstration gegen Waldheim teil. Er sei allein hingegangen.

Frühes politisches Engagement

Sein Elternhaus beschreibt Pollak als einen „sehr politischen Haushalt“, der auch Verbindungen zur Wiener jüdischen Gemeinde hatte. Als Jugendlicher wird er Mitglied in der linken jüdischen Jugendorganisation Hashomer Hatzair, die unter anderem gegen Antisemitismus und die fehlende Aufarbeitung der NS-Vergangenheit politisch aktiv war. Er erinnert sich an Aktionen vor der Kronen Zeitung in den 1980er-Jahren gegen die antisemitische Berichterstattung, an das Verteilen von Flugblättern vor Ort. Der Aktionismus sollte bleiben. Auch heute stellt sich Alexander Pollak als Sprecher von SOS Mitmensch vor die Zentren der Macht, trägt Schilder mit markanten Sprüchen und versucht so, politische Entscheidungsträger*innen mit den Folgen ihres politischen Handelns zu konfrontieren.

In seiner Schulzeit habe ein Mitschüler einmal das Wort „Jud“ in sein Heft geschrieben. Auch während Aktionen auf der Straße sei er mit Antisemitismus konfrontiert worden. Diese Erfahrungen hätten

ihn schockiert und dazu beigetragen, sich mit Diskriminierungsthemen und eben Antisemitismus und Rassismus auseinanderzusetzen. Doch in der Schule seien diese Themen kaum und im Geschichtsunterricht meist gar kein Thema gewesen.

Pollak absolvierte seinen Zivildienst beim Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes und inskribierte – etwas uninspiriert, wie er selbst sagt – das Studium Handelswissenschaften, das er 1998 abschloss. Gleichzeitig engagierte er sich bei der jüdischen Hochschülerschaft und war Ende 1990er-Jahre für eine Wahlperiode grüner Bezirksrat in der Leopoldstadt. Ein einschneidender Wendepunkt war der Entschluss, nochmals zu studieren: Angewandte Sprachwissenschaften. In diesem Rahmen konnte er inhaltlich an sein frühes politisches Engagement anknüpfen, diesmal aus der Perspektive der Forschung. „Ich hatte das Glück, dass mich Ruth Wodak als Doktoratskandidat akzeptiert hat“, sagt er heute. Er forschte gemeinsam mit Wodak und dissertierte zum Bild der Wehrmacht in der österreichischen Presse nach 1945. Es folgten die Mitarbeit im Vermittlungsteam der zweiten Wehrmachtsausstellung, ein kurzer Abstecher in die freie Wissenschaft und schließlich ein Job bei der EU-Agentur für Grundrechte in Wien, wo er für Antidiskriminierungsprojekte zuständig war.

Interventionen im öffentlichen Raum

Pollak blieb weiterhin zivilgesellschaftlich aktiv, gestaltete Radio-sendungen für **Radio Stimme der Initiative Minderheiten**, für die er mehrfach ausgezeichnet wurde, und

initiierte auf eigene Faust Kampagnen zum Thema Bleiberecht und eine humanere Asylpolitik. Rückblickend können diese Interventionen im öffentlichen Raum als erste Vorzeichen für seinen zukünftigen Job bei SOS Mitmensch gelesen werden. Nach fünf Jahren wechselte Alexander Pollak von seinem gut dotierten Job bei der EU-Agentur zur aktivistischen Arbeit bei SOS Mitmensch und wurde Mitgeschäftsführer und Sprecher der Organisation. Seither dachte er nie ans Aufhören. Die Arbeit beschreibt er als herausfordernd, aber auch energiegebend. Zwar sei es schwer, große Durchbrüche zu erzielen, „aber oft, in mühsamer Kleinarbeit und in vielen gemeinsamen Aktionen, schaffen wir es, positive Impulse zu setzen oder manches Negative zu verhindern“.

„Langfristig ist die Demokratie in Gefahr“

Was will er an die Jugend mitgeben? „Demokratie und Menschenrechte sind keine Selbstläufer“, antwortet er, „es braucht politisches Engagement, aber auch das Bewusstsein, dass es ohne dieses Engagement auf keinen Fall in eine positive Richtung geht. Langfristig ist die Demokratie in Gefahr. Auch in einem Land wie Österreich, wo die Demokratie zwar nicht perfekt ist, aber einen gewissen Stabilitätsgrad erreicht hat.“

Und wo sieht er sich in der ferneren Zukunft? „Ich werde sicher den Rest meines Lebens ein sehr politischer Mensch bleiben, der sich weiterhin gegen Rassismus und gegen Diskriminierung, gegen Spaltung einsetzen wird. Aber wie ich das tun werde, lasse ich auf mich zukommen.“

Vida Bakondy

A close-up portrait of Araba Evelyn Johnston-Arthur. She is wearing a bright yellow headscarf and a colorful, patterned top with a large fabric flower on the shoulder. The background is a soft, out-of-focus green. The text is overlaid on the right side of the image.

„Mein
Aktivismus
liegt im
Erinnern“

Araba Evelyn Johnston-Arthur

Sie ist eine der herausragenden Persönlichkeiten der Schwarzen Communitys in Österreich. Als Aktivistin prägt die Sozial- und Kulturwissenschaftlerin Araba Evelyn Johnston-Arthur seit mehr als 25 Jahren unsere Kämpfe um Rechte und Menschenwürde als Personen afrikanischer Herkunft in Österreich.

Wie würdest du dich beschreiben? Als ich Araba bei unserem Interview diese Frage stelle, lacht sie auf. Vor 15 Jahren hätte sie sich noch eindeutig als Aktivistin bezeichnet. Mittlerweile sei die Antwort komplexer und nicht mehr so einfach auf Deutsch auszudrücken, seit sie Österreich vor einem Jahrzehnt in Richtung USA verlassen hat. „I am a recovering storyteller“, sagt sie. „Ich habe das Gefühl, dass ich Geschichten in mir trage, die erzählt gehören.“

Wie sich marginalisierter Geschichte Bedeutung verleihen lässt, damit beschäftigt sich Araba Evelyn Johnston-Arthur schon lange. Seit Jahrzehnten forscht und lehrt die Wissenschaftlerin zu den Themen Erinnerungspolitik und Repräsentation, untersucht das Spannungsfeld von Unterdrückung und Widerstand der afrikanischen Diaspora. Heute tut sie dies an der Howard University, einer historisch Schwarzen Universität in Washington, D.C. Das zentrale Feld ihrer Analyse bleibt dennoch Österreich, für sie ein neokolonialer und postnazistischer Raum.

Fußstapfen des Vaters

Ich persönlich kenne Araba schon mein halbes Leben lang. Wir trafen einander, als ich mich 1997 als Studentin zum Gruppentreffen eines neuen Vereins mit dem sperrig klingenden Namen „Pamoja – Bewegung der jungen afrikanischen Diaspora in Österreich“ wagte. „Pamoja“ bedeutet auf Swahili „zusammen“. Gemeinsam mit anderen Schwarzen jungen Erwachsenen und Jugendlichen hatte Araba die Organisation 1996 gegründet. Pamoja bot uns als zweiter Generation einen geschützten Raum, um aus der Vereinzelung auszubrechen und mitten im weiß-österreichisch dominierten Alltag eine Diaspora-Identität zu entwickeln. Auch heute noch sind Schwarze Menschen unter diesem Gruppennamen im digitalen Raum vernetzt.

Der Auslöser für Arabas Politisierung lässt sich in ihrer Schulzeit finden. Auf

gewachsen im Wien der 1970er Jahre als Tochter einer finnischen Mutter und eines ghanaischen Vaters, hatte sie „die Schule als zentralen Ort der Selbstbehauptung“ erlebt. Schmerzlich konfrontiert mit einer stereotypen kolonial-rassistischen Darstellung von Afrika und von Menschen afrikanischer Herkunft hatte sie das Gefühl, nicht genug Wissen zur Gegenwehr zu haben. Das notwendige Rüstzeug besorgte sie sich nach der Matura, bei einem einjährigen Aufenthalt in Ghana. Es folgten Studien der Afrikanistik sowie ein selbst zusammen gestelltes Studium von Rassismus, Minderheitenrechten und Migration in Legon (Ghana), Wien und an der School for Oriental and African Studies in London. Entgegen ursprünglicher Auswanderungspläne beschloss sie Mitte der 1990er Jahre, aus London nach Österreich zurückzukehren und sich zivilgesellschaftlich zu organisieren. Sie trat damit auch in die Fußstapfen ihres Vaters, des ehemaligen Präsidenten der Ghana Union in Wien.

Wie zentral die junge Generation innerhalb der afrikanischen Communitys damals war, ist ihr heute bewusst. Pamoja zeigte Rassismus in Österreich explizit auf. Für konkrete Hilfestellung bei Diskriminierung im Alltag wurde etwa die „Know Your Rights“-Broschüre mitentwickelt. Im Kampf gegen kolonial geprägte Darstellungen eines geschichtslosen Kontinents setzte sich Pamoja 1997 erstmal für einen jährlichen Black History Month in Wien ein. Ein weiterer Schritt war 2005 die Gründung der Recherchegruppe zu Schwarzer österreichischer Geschichte. Gewaltvolle Bildtraditionen wurden, wie sie sagt, „entherzigt“ und entlarvt, ermächtigende Gegenbilder entwickelt. „Es ging darum, sich das Recht zu nehmen, für die eigenen Rechte zu kämpfen. Wir traten damit in die Post-Dankbarkeitsphase ein.“

Araba Johnston-Arthurs Analyse verdeutlicht, wie tief verwurzelt rassistische Strukturen in der Mitte der

österreichischen Gesellschaft sind. Rassismus sei gut integriert in Bildungssystem, Medien, Politik und nicht zuletzt in Polizei und Justiz, sagt sie. Ein Paradebeispiel für institutionellen Rassismus ist die Art, wie im Mai 1999 rund um den Tod von Marcus Omofuma und weiterer Schwarzer Personen in Polizeigewahrsam die Proteste gegen rassistische Polizeigewalt niedergeschlagen wurden. Auch Pamoja hatte als Teil eines Netzwerks von Community-Vereinen Demonstrationen mitorganisiert. In der darauf folgenden Polizeiaktion „Operation Spring“ wurden Schwarze Aktivisten gezielt als vermeintliche Drogendealer kriminalisiert und oft ohne konkrete Beweise verhaftet. Immer noch sei für Araba prägend, wie bereitwillig diese Diffamierungskampagne selbst von dezidiert kritischen linken Medien damals mitgetragen wurde.

Die Kunst der Erinnerung

Die Frage, wie Schwarze Widerstände in der hegemonialen Überlieferung unsichtbar gemacht werden, beschäftigt Araba Johnston-Arthur bis heute. Oder wer hat jemals von den Protesten panafrikanischer Studierender in den frühen 1960er Jahren gehört, die schon damals in Österreich gegen institutionalisierten Rassismus protestiert hatten? Sie waren rasch als kommunistische Agent_innen geframed und zum Schweigen gebracht worden. Araba erfuhr darüber nur Dank der Erzählungen ihres Vaters. Von Washington aus arbeitete sie später in ihrer Dissertation die verborgene Geschichte dieser frühen Protestbewegung auf.

„Wie kann the art of remembrance aussehen?“, fragt Araba heute. Sie sucht nach Möglichkeiten, diese Geschichten für nachfolgende Generationen zugänglich zu machen. „Mein Aktivismus heute liegt im kritischen Erinnern. I want to matter stories.“

Claudia Unterweger

A portrait of Hikmet Kayahan, a middle-aged man with short, graying hair and a light beard. He is wearing a black t-shirt and looking directly at the camera with a neutral expression. The background is a textured, light-colored wall with a cracked, peeling surface. The text is overlaid on the lower half of the image.

„Menschenrechts-
arbeit braucht
keine Stars“

Hikmet Kayahan

Es ist alles eine Frage der Einteilung. Andere sammeln Briefmarken und ich überlege mir ein neues Konzept“, sagt **Hikmet Kayahan**, wenn man ihn fragt, wie er seine zahlreichen Tätigkeiten unter einen Hut bekommt. Der Trainer für interkulturelle Kompetenzen und Konfliktmanagement ist Koordinator des Bündnis für Menschenrechte & Zivilcourage, Leiter des Antirassismus Zentrum Wien und arbeitet bei SOS Kinderdorf. Und als würde das nicht schon 24 Stunden des Tages füllen, initiiert er immer wieder Projekte zu den Themen Migration und Rassismus. In viele davon brachte er auch seine „andere Liebe neben den Menschenrechten“ ein: Kunst und Kultur.

Seit über 30 Jahren lebt Kayahan, der in der Türkei geboren wurde, in Österreich. Wo er sich zu Hause fühlt, kann er nicht mit einem Wort beantworten: „Heimat ist kein Ort, sondern vielmehr ein Gefühl. Wenn ich in Istanbul bin, fühle ich mich zu Hause. Wenn ich in Wien bin, fühle ich mich auch zu Hause. Und gleichzeitig habe ich vielleicht trotzdem Sehnsucht nach woanders, zum Beispiel nach dem Meer.“ Heimat habe zudem gar nicht so sehr mit einem Land oder einem Ort zu tun, sagt Kayahan, sondern auch „viel mit Menschen, mit Begegnungen und mit gelebten Geschichten“.

Der Netzwerker

„Im Grunde genommen sind es doch die Verbindungen mit Menschen, welche dem Leben seinen Wert geben“ – dieses Zitat von Wilhelm von Humboldt nennt Kayahan den Leitsatz seiner Arbeit und seines Lebens. Spricht man mit ihm, merkt man schnell, dass er diese Devise täglich lebt. Unzählige Projekte initiierte er über die Jahre, unzählige Menschen brachte er zusammen – oft mit den Worten „Deine Idee passt gut zu deiner Idee“. Bildungsthemen liegen Kayahan, der Pädagogik und Germanistik studiert hat, am Herzen. „Mit zwölf wollte ich von zu Hause fortlaufen, um in Paris auf die Schauspielschule zu gehen. Zwanzig Kilometer habe ich tatsächlich geschafft. Danach wollte ich immer Lehrer werden.“

Dass Menschenrechtsarbeit „keine Stars, sondern Kommunikatoren und Netzwerker“ braucht, davon ist

Kayahan überzeugt. „Und Menschen, die sich auch einmal zwei oder drei Schritte zurücknehmen können, um Dinge zu ermöglichen – gerade auch für die junge Generation.“ Jungen Aktivistinnen und Aktivistinnen Ideen, Raum und Möglichkeiten zu geben, sei wichtiger als jeder Ratschlag. Einen Tipp hat Kayahan dennoch: „Nimm dir Zeit und hab Geduld. Vor 30 Jahren haben wir geglaubt, dass wir die Dinge ganz schnell verändern können. Heute weiß ich: Alles braucht seine Zeit.“

Lehrer:innen und Polizist:innen mit Migrationshintergrund hätte man in Österreich vor 30 Jahren an einer Hand abzählen können. „Heute gibt es unzählige. Wir haben Abgeordnete mit Migrationshintergrund und eine Justizministerin, die Zadić heißt. Vieles von dem, für das wir damals gekämpft haben, ist eingetroffen.“ Gerade die Bemühungen im Bereich der Bildung hätten sich ausgezahlt: Jede:r Lehrer:in mit Migrationsgeschichte an einer Schule in Österreich sei ein Mosaikstein. Und wenn schon alles seine Zeit braucht, dann könne man diese Zeit auch gut nutzen: „Lies das eine oder andere kluge Buch. Schau dir das eine oder andere kluge Video auf YouTube an. Besuche einmal einen Zivilcourage-Workshop. Bleibe kontinuierlich an einer Sache dran und gehe nicht auf die Ebene der *Hater*.“

„Wir sind keine Einzelkämpfer“

„Hater“ sind Kayahan in seiner politischen Arbeit immer wieder begegnet: Beleidigungen habe er

erlebt und als Kritik getarnte Angriffe, es habe sich aber immer im Rahmen gehalten. „Nur als wir 2018 das Antirassismus-Zentrum in Wien eröffnet haben – einen realen Ort mit Adresse, mit einer Tür und Fensterscheiben –, da wussten wir schon, dass wir dadurch angreifbarer sind.“ Den Schritt sei man trotzdem gegangen, denn Zurückweichen sei keine Option: „No pasarán!“ ist ja auch etwas, das wir leben.“

Zur Initiative Minderheiten stieß Kayahan 1998 als freier Mitarbeiter. „Die Initiative hat mich sehr geprägt und dafür bin ich sehr dankbar“, sagt er rückblickend, „sie hat mich in meinen wilden Jahren, in denen ich geglaubt habe, dass wir jetzt alle Mauern einreißen, gelehrt, dass es eine Allianz der Minderheiten braucht.“ Früher habe er daran geglaubt, dass Menschen mit eigener Diskriminierungserfahrung immer solidarisch mit anderen diskriminierten Gruppen sind. „Das ist aber nicht so. Es gibt in jeder Gruppe die, die zum Beispiel selbst schwul sind, aber Türken und Moslems diskriminieren.“ Solidarität sei etwas, das hart erarbeitet werden müsse. Und das gehe nur gemeinsam. „Wir sind keine Einzelkämpfer. Wir können die Welt nur interdisziplinär und Hand in Hand verändern“, sagt Kayahan und zeichnet das Bild einer großen Baustelle: „Da braucht es die Maurer, die Ingenieure, die Dachdecker, die Hoch- und die Tiefbauleute – und alle diese Menschen tragen ihren Teil dazu bei, dass ein stabiles Haus entsteht.“

Romana Beer

„Aufklärungsarbeit ist wichtig, rechtliche Schritte sind notwendig“



Im Uhrzeigersinn v. o. l.: Elisabeth Magdliener (Foto: Romana Kvalichová), Isabel Naronnig, Hager Abouwarda und Dunia Khalil.

Im dritten Teil der Jubiläumsreihe „Junger Aktivismus und minoritäre Allianzen“ spricht **Cornelia Kogoj** mit **Hager Abouwarda** von der Muslimischen Jugend Österreich, **Elisabeth Magdliener**, Aktivistin im Bereich Queer DisAbility Studies, **Dunia Khalil**, Antirassismus-Trainerin, und **Isabell Naronnig**, Peer-Beraterin im Verein Ninlil, über die Bedeutung von rechtlichen Schritten gegen Diskriminierung und Herausforderungen von Intersektionalität und minoritären Allianzen.

Hager, du bist Pressesprecherin der Muslimischen Jugend Österreich, die sich vehement gegen die sogenannte „Islamlandkarte“ gewehrt hat. Zur Erinnerung: Die von der österreichischen Bundesregierung im letzten Jahr eingesetzte „Dokumentationsstelle Politischer Islam“ hat eine Karte erstellt, anhand derer mehr als 600 muslimische Einrichtungen mit Adressen und Zusatzinformationen öffentlich gemacht wurden.

Ihr habt unter anderem einen offenen Brief verfasst, in dem die dauerhafte Löschung dieser Karte gefordert wird. Prominente Unterstützung kam vom ehemaligen Bundespräsidenten Heinz Fischer sowie von weiteren Personen aus Kunst, Wissenschaft und Politik. Zudem habt ihr angekündigt, rechtliche Schritte wegen Datenschutzverletzungen vorzunehmen. Was waren eure Überlegungen hinter dieser Kampagne?

Hager Abouwarda: Wir haben schon vor der Veröffentlichung der „Islamlandkarte“ die Kampagne „Stoppt die Kriminalisierung von Musliminnen und Muslimen“ gestartet und sind damit im Rahmen einer Pressekonferenz – zufälligerweise einen Tag vor Bekanntgabe der Karte – an die Öffentlichkeit gegangen. Nach der Herausgabe haben wir uns überlegt, wie wir darauf adäquat reagieren sollen. Wir haben uns entschlossen, Aufklärungsarbeit für muslimische Jugendliche zu leisten – mit ihnen zu sprechen, warum die Karte

problematisch ist und inwiefern sie diese betrifft. Uns war aber bewusst, dass wir auf mehreren Ebenen gleichzeitig aktiv werden müssen: rechtliche Schritte zu überlegen und eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. So wichtig Aufklärungsarbeit ist, rechtliche Schritte sind dennoch notwendig. Wir haben eine Beschwerde wegen Datenschutzverletzung eingereicht. Mit dem offenen Brief, den du angesprochen hast, wollten wir zeigen, dass sich nicht nur Muslim*innen gegen die Karte aussprechen, sondern auch viele aus der Mehrheitsbevölkerung. Und vor allem, dass deren Veröffentlichung nicht nur Muslim*innen betrifft, sondern auch einen Angriff auf unsere demokratische Gesellschaft darstellt.

Du bist auch Poetry Slammerin und hast in „Fatimas Chance“ die Erfahrungen sichtbarer Musliminnen am Arbeitsmarkt thematisiert. Siehst du Poetry Slam als Teil bzw. Ausdruck deines politischen Engagements?

Abouwarda: Ja, natürlich. Ich denke, dass Kunst als Ausdruck von Aktivismus genutzt werden kann. Sei es Comedy, bildende Kunst oder Poetry Slam. Das sind alles Möglichkeiten, auf Diskriminierungsformen aufmerksam zu machen und ein größeres Publikum zu erreichen. Insbesondere durch Social Media hat Aktivismus mittlerweile sehr vielfältige Formen angenommen.

Elisabeth Magdler, Sie sind Kulturwissenschaftlerin und Expertin für Queer Disability Studies und Körperdiskurse. Auch für Sie ist Kunst ein Ausdrucksmittel Ihres politischen Engagements. Ich habe folgendes Zitat von Ihnen gelesen: „Vielmehr als über Behinderung* zu sprechen, interessieren mich die gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge, in der diese entsteht.“ Was meinen Sie damit?

Elisabeth Magdler: Für mich entstehen Barrieren vor allem in den Köpfen der Menschen. Räumliche Barrieren machen nur einen kleinen Teil aus. Ich beschäftige mich unter anderem mit Körperdiskursen und inklusivem Tanz. Dabei stelle ich mir die Frage, ob dieser wirklich inklusiv ist oder ob hier nur ein Anschein von Gleichberechtigung und Inklusion existiert. Ob also die Ungleichbehandlung nicht doch wieder durch die Hintertür hereinkommt. Denn der behinderte Körper wird im Tanz ganz anders verhandelt als ein Körper ohne Behinderung, da Diskriminierungen und Normierungszwänge weiterhin bestehen. Im Tanz allgemein und auch im inklusiven Tanz existiert immer noch Ungleichbehandlung. Für mich ist es daher wichtig, sich die Machtverhältnisse und Normierungszwänge in unserer Gesellschaft anzusehen, in der verlangt wird, dass möglichst alle gleich sein sollen.

Frau Magdler, Sie sind die Einzige in der Runde, die ich persönlich kenne. Dennoch sind wir per Sie. Als wir uns vor zwei Jahren im Rahmen einer Veranstaltung kennengelernt haben, erzählten Sie mir, wie wichtig es Ihnen sei, mit Sie angesprochen zu werden. Wichtig deshalb, weil Menschen mit Behinderung in der Regel mit du und oftmals auch nur mit ihrem Vornamen angesprochen werden.

Magdler: Ja, genau. Es geht mir dabei weniger um das Du an sich, sondern darum, was damit verbunden ist. Ich habe sehr oft die Erfahrung machen müssen, dass aufgrund meines Rollstuhls automatisch davon ausgegangen wird, dass ich dumm sei. Oder dass meine Assistent*in gefragt wird, was ich essen will. Mir ist wichtig, dieses Bild von Menschen mit Behinderung, die nicht fähig sind, selbst Entscheidungen zu treffen und selbstbestimmt leben zu können, zu hinterfragen. Deshalb ist mir das Sie so wichtig.

Auch um zu zeigen, dass man mit mir wie mit allen anderen Menschen reden kann.

Die wichtigste Forderung der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung lautet „Nothing About Us Without Us!“ / „Nichts über uns ohne uns“, die aus dem amerikanischen Independent Living Movement – einer Bürger*innenrechtsbewegung von Menschen mit Behinderung* in den 1960er Jahren – hervorgegangen ist. Hat dieser Grundsatz noch seine Gültigkeit?

Magdler: Ja, dieser Grundsatz hat auf jeden Fall nichts an seiner Gültigkeit verloren, denn dieser weist Menschen mit Behinderung* als Expert*innen in eigener Sache aus. Und das ist auch heute noch das zentrale Thema. Damit verbunden ist unter anderem die Frage, wie wir beispielsweise in Gremien einbezogen werden, die behindertenpolitische Entscheidungen treffen. Obwohl wir die eigentlichen Expert*innen sind, werden Entscheidungen in der Regel auch heute noch von nichtbehinderten* Menschen getroffen. Einiges hat sich in Österreich zwar mittlerweile zum Positiven verändert, aber bei genauer Betrachtung nicht wirklich genug, um selbstbestimmt leben zu können.

Dunia Khalil: Auch für meine Arbeit als Antirassismusberaterin ist es essenziell, Betroffene für sich selbst sprechen und entscheiden zu lassen. Dadurch wird die dringend notwendige Partizipation und Repräsentation von Betroffenen ermöglicht. Da gilt auch für uns die Forderung der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung. Denn auch beim Thema sexuelle Gewalt gegen Frauen sind selbstverständlich die Frauen die ersten und wichtigsten Ansprechpersonen. Diese Selbstverständlichkeit wünsche ich mir auch im Antirassismusbereich: eine Anerkennung der Expertise von Betroffenen selbst.

Und ist dabei die Solidarität der Mehrheit wichtig?



Aktivistinnen im Gespräch mit Cornelia Kogoj.

Khalil: Ja, wir benötigen unsere gegenseitige Unterstützung und können es nur gemeinsam schaffen. Wichtig dabei ist aber, dass die Hilfe nicht aufgezwungen, sondern zusammen an Lösungen gearbeitet wird. Und vor allem, dass die Bedürfnisse der Betroffenen, um die es ja geht, berücksichtigt werden. Privilegien sind in unserer Gesellschaft nun mal ungleich verteilt, deshalb ist es notwendig, dass sich privilegiere Menschen für jene einsetzen, die über diese nicht verfügen. Zivilcourage und Solidarität zu zeigen, ist hier entscheidend.

„Know your rights“ ist einer der Grundsätze in deiner Arbeit als Rechtsberaterin bei der Dokumentations- und Beratungsstelle Islamfeindlichkeit & antimuslimischer Rassismus. Hager hat es schon angesprochen, dass rechtliche Schritte für sie notwendig seien. Hast du ähnliche Erfahrungen?

Khalil: Auf jeden Fall. Die rechtliche Komponente ist deshalb so wichtig, weil sie ein Tool für Betroffene darstellt, um sich gegen Rassismus wehren zu können. Wenn man über seine Rechte Bescheid weiß, ist man rassistischen Situationen nicht vollkommen hilflos ausgesetzt. Gleichzeitig lässt sich anhand von Präzedenzfällen erkennen, wo Lücken in unserem System bestehen und wo es Verbesserungsbedarf gibt. Das kann Auswirkungen

auf unser gesamtes Rechtssystem haben. Auch deshalb ist es für mich so wichtig, dass rechtliche Schritte gesetzt werden: um aufzuzeigen, wo es an Rechten mangelt bzw. wo diese nicht oder nur schwer durchgesetzt werden können. Rechte nützen uns nichts, wenn sie für die Betroffenen unzugänglich sind, daher ist der Zugang zum Recht ganz wesentlich.

Isabell Naronnig: Der Grundsatz „Know your rights“ stellt auch in der Peer-Beratung oftmals den ersten Schritt dar, Wissen über die eigenen Rechte zu generieren, die einem vorher nicht bekannt waren. Mir ist in der Diskussion wieder eingefallen, wie viele Frauen zu uns kommen, denen gesagt wurde, dass etwas nicht möglich sei. Oft werden Informationen auch bewusst vorenthalten oder selektiv weitergegeben. Wir versuchen die Frauen gut zu informieren und ihnen verschiedene Möglichkeiten aufzuzeigen. Durch die Beratung sollen sie ermutigt werden, Diskriminierungen zu erkennen und ihre Rechte einzufordern. Wir arbeiten auch immer wieder mit anderen Frauenberatungsstellen zusammen, vor allem wenn es um Rechtsberatungen geht.

„Isabel, warum ist es für dich in der Peer-Beratung für Frauen mit Behinderung so wichtig, dass die Beraterinnen über einen ähnlichen Erfahrungshintergrund verfügen wie die Personen, die die Beratung aufsuchen?“

Naronnig: Viele unserer Kundinnen sind sehr stark mit dem medizinischen Modell von Behinderung konfrontiert, das davon ausgeht, dass die Erkrankung und Behinderung – also man selbst – das Problem sei. Und dass deshalb – um es vereinfacht auszudrücken – vieles nicht möglich sei. Wir haben uns für die Bezeichnung „Kundin“ anstatt „Klientin“ entschieden, weil damit oft etwas Klinisches bzw. Betreuungsmäßiges assoziiert wird. Mittels Peer-Beratung wird oftmals erkannt, dass dem nicht so ist. So ist es nicht das Problem der behinderten Person, wenn ein Zugang nicht barrierefrei ist. Und auch nicht, wenn ein Text nicht verstanden wird, weil er in schwerer Sprache formuliert ist. Das sind für die Frauen oftmals Aha-Momente, die sehr empowernd sein können. Die Beratung findet mit demselben Erfahrungshintergrund und auf Augenhöhe statt. Denn auch wir Peer-Beraterinnen erleben Bevormundung und Fremdbestimmung aufgrund unserer Behinderungen. Ich glaube, das ist der entscheidende Punkt.

Ihr alle arbeitet an den Schnittstellen Frau – Behinderung, Trans/Queer – Behinderung, Frau – Muslima. Das heißt, Intersektionalität ist ein wichtiges Thema für euch. Wie groß sind die Herausforderungen?

Khalil: Eine der Herausforderungen in Bezug auf Intersektionalität stellt

sich schon bei der Dokumentation von Fällen, mit denen ich als Rechtsberaterin konfrontiert bin. Oftmals ist es sehr schwierig, diese richtig einzuordnen und zu dokumentieren. Denn für die Statistik soll meist nur ein Diskriminierungsmerkmal angegeben werden. Des Weiteren existiert immer noch ein großer Bedarf an gesetzlichen Veränderungen. Der Begriff „Intersektionalität“ wurde bereits Ende der 1980er Jahre von der afroamerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw eingeführt. Sie vertrat bei einem Gerichtsprozess die These, dass Schwarze Frauen weniger zu ihrem Recht kamen als Schwarze Männer oder weiße Frauen, weil es den intersektionalen Aspekt bislang nicht gab. Auch in Österreich ist die gesetzliche Verankerung von Intersektionalität sehr schwierig. Im Gleichbehandlungsgesetz sind zum Beispiel beim Zugang zu Gütern und Dienstleistungen nur die Diskriminierungsmerkmale Geschlecht und ethnische Zugehörigkeit geschützt, die Kategorie Religion oder sexuelle Orientierung existiert hier noch nicht. So wird man dazu gezwungen, Religion als ethnische Zugehörigkeit einzuordnen. Oder, wenn eine Frau mit Kopftuch diskriminiert wird, die Kategorie Geschlecht einzureichen und zu hoffen, dass der Fall rechtlich durchgeht.

Magdler: Grundsätzlich stellt Behinderung keine permanente Kategorie dar, denn Behinderung kann jeden Menschen jederzeit treffen. Ich bin etwa in dem Moment, in dem ich meine Texte oder Vorträge vorbereite, nicht behindert. Die Kategorie Behinderung ist ebenso wenig fix wie das Geschlecht. Ich stelle mir oft die Frage, warum die Anerkennung von Mehrfachdiskriminierung – auch innerhalb der Behinderten*rechtsbewegung – so schwierig ist. Ich glaube, viele Menschen mit Behinderung* denken – bewusst oder unbewusst –, wenn sie eh schon behindert sind, möchten sie zumindest in anderen Bereichen „normal“ sein und nicht auch noch trans*- oder bi*sexuell.

Abouwarda: In der Realität ist es so, dass viele Frauen mit mehrfachen

Herausforderungen zu kämpfen haben. Das klassische Beispiel ist die Diskriminierung von muslimischen Frauen am Arbeitsmarkt. Das fängt bei Bewerbungsgesprächen an und zieht sich dann weiter durch den Job. Man hat einerseits als Frau mit vielen Vorurteilen zu kämpfen, aber auch aufgrund der Hautfarbe und Herkunft. Wir nehmen das in letzter Zeit verstärkt wahr.

Meine abschließende Frage an euch/Sie: Sind minoritäre Allianzen mögliche Strategien, um gemeinsam mit anderen Minderheiten politisch etwas zum Positiven zu verändern?

Abouwarda: Ja, ich glaube schon. Wir versuchen etwa bei Veranstaltungen immer wieder mit unterschiedlichen Organisationen zu kooperieren. Ein konkretes Beispiel: Nach den vielen Femiziden haben wir im März eine Kundgebung in Kooperation mit dem Frauenvolksbegehren, Black Voices und diversen Jugendorganisationen organisiert.

Naronnig: In unserem Bereich gestaltet sich die Vernetzung leider etwas schwieriger. Ich weiß zwar von vielen Frauen – nicht nur von jenen, die zu uns in die Beratung kommen, sondern auch von Freundinnen und Bekannten –, dass sich die meisten mehr Bündnisse mit anderen Minderheitengruppen wünschen. Aber gleichzeitig nehme ich wahr – wie es übrigens auch Dorothea Brozek und Klaudia Karoliny in einem Artikel von Petra Flieger veranschaulicht haben –, dass Frauen mit Behinderung derart beschäftigt sind, ihren Alltag zu bewältigen, dass ihnen wenig Zeit und Energie für Vernetzungen, Allianzen und Aktivismus bleibt. Das ist oft auch bei mir der Fall. Ich würde auch gerne mehr machen. Es scheitert aber oft an einer bedarfsgerechten Unterstützung und persönlicher Assistenz für alle Frauen mit Behinderung. Auch für jene mit Mehrfachbehinderungen und Lernschwierigkeiten. Wir müssen uns daher erst Basisräume schaffen, bevor wir überhaupt an Allianzen denken können.

Magdler: Ja, das sehe ich auch so. Gerade die persönliche Assistenz ist der entscheidende Faktor. So gibt es auch für die höchste Pflegestufe keine 24-Stunden-Assistenz. Meine Eltern und Freund*innen müssen dann einspringen und die restliche Zeit und Arbeit gratis leisten. Leider sind wir auf diese freiwillige Unterstützung angewiesen und können dies nicht ändern.

Naronnig: Noch ein konkretes Beispiel: Ich war vor zwei Wochen in einem Seminar für Beraterinnen von feministischen Frauenberatungsstellen. Eine der Frauen hat mich gefragt, wo denn die Frauen mit Behinderung in feministischen Zusammenschlüssen und auf den Demos seien. Ja, sie sind oft nicht dort, weil sie genau mit den Dingen beschäftigt sind, von denen wir eben gesprochen haben. In der Informationsbeschaffung sind sie auf Unterstützung angewiesen. Und das hängt wiederum davon ab, wie engagiert die Unterstützer*innen/Betreuer*innen agieren und ob Informationen voll umfänglich barrierefrei zugänglich sind.

Hager Abouwarda studiert Philosophie an der Universität Wien. Sie ist seit mehreren Jahren bei der Muslimischen Jugend Österreich als Jugendarbeiterin und seit 2021 als Pressesprecherin tätig.

Dunia Khalil ist Antirassismus-Trainerin und Rechtsberaterin bei der Dokumentations- und Beratungsstelle Islamfeindlichkeit & antimuslimischer Rassismus. Darüber hinaus engagiert sie sich in nationalen sowie internationalen Netzwerken, Arbeitsgruppen und Organisationen mit Fokus auf Antirassismus und Frauenrechte.

Elisabeth Magdler ist Kulturwissenschaftlerin, Expertin, Autorin und Lehrende im Bereich Queer DisAbility Studies. Sie leitet den Verein CCC** – Change Cultural Concepts und ist Tänzerin und Mitglied der weltweiten Community-Tanzbewegung DanceAbility und A.D.A.M. (Austrian Dance Art Movement). Weiters ist sie im Vorstand von Ninil (Empowerment und Beratung für Frauen* mit Behinderung*).

Isabell Naronnig, Sexualpädagogin, ist Beraterin und Projektleiterin von Zeilupe – Peer Beratung für Frauen mit Behinderung beim Verein Ninil. Aktive Mitarbeit im Frauen-Kompetenzteam des österreichischen Behindertenrates. Seit Sommer 2021 Mitglied der Interessensvertretung von Menschen mit Behinderung der Stadt Wien.

Dem Gründer der Initiative Minderheiten

Dr.
Michael
Oertl



Die **Initiative Minderheiten** mit Büros in Wien und in Innsbruck hat seit 1991 eine nicht mehr überschaubare Anzahl an gesellschafts- und bildungspolitischen sowie kulturellen Projekten konzipiert und durchgeführt. Am Anfang dieser Erfolgsgeschichte stand die Idee des Innsbrucker Physikers **Dr. Michael Oertl**, ein „Minderheitenjahr“ durchzuführen. Es ist eine Geschichte von prägenden Begegnungen und Erfahrungen, die Oertl dazu brachten, seine Vision einer gerechteren und friedvolleren Welt umzusetzen.

Aus einem religiös geprägten Umfeld kommend, verbrachte Michael Oertl das Schuljahr 1967/68 bei einer Gastfamilie in den USA. Als Austauschstudent des American Field Service (AFS) hatte er Kontakt zu Stipendiat_innen aus vielen Ländern. „Ich war von der Vielfalt und ‚Verschiedenheit‘ der Welt beeindruckt und begeistert und dadurch auch auf die Verschiedenheit im Kleinen eingestimmt, auf Minderheiten“ (Oertl 2020, S. 144).

Als Vorstand des Vereins AFS in Tirol knüpfte er ein weit verzweigtes internationales Netzwerk. Diese Verbindungen, die Oertl bis heute intensiv pflegt, bildeten einen Grundstein für die Gründung der Initiative Minderheiten. Nach der Beendigung des Studiums der Physik folgte ein weiteres Auslandsjahr in Japan.

Im Jahr 1977 lernte Michael Oertl auf der Koralpe/Koralm eine kärntnerslowenische Jugendgruppe und deren Anliegen, Sorgen, Wünsche und Träume kennen, zu einem Zeitpunkt, als man in Österreich sehr wenig von den Anliegen der Kärntnerslowen_innen wusste. Diese Begegnung, der weitere folgten, wurde zu einem Schlüsselerlebnis und änderte sein Verständnis grundlegend: „Die jungen Leute machten mir verständlich, dass für sie die Zweisprachigkeit öffentlicher Aufschriften eine wichtige Anerkennung als Minderheit darstelle und dass sie die Demontage der Ortstafeln als öffentliche Demütigung empfunden hätten. Dazu kämen noch die vielen Nadelstiche im Alltag, die darauf abzielten, sie vom Bekenntnis zu ihrer slowenischen Muttersprache und Volksgruppe

abzubringen. Den Schmerz, die Wut darüber konnte ich lebhaft nachvollziehen. Ich ‚verliebte‘ mich in die Anliegen dieser Menschen und schloss Freundschaften, von denen einige heute noch bestehen. Beseelt vom Wunsch, etwas Wirksames für sie zu tun, kehrte ich nach Innsbruck zurück.“ (Oertl 2020, S. 146).

Aktionen des persönlichen Kennenlernens mit Teilnehmer_innen aus ganz Österreich folgten, etwa „Koroski devni“ – Kärntner Tage –, organisiert von der Jugendaustauschorganisation AFS. Eine Aktionsgruppe in Innsbruck, Freunde der Kärntnerslowen_innen, kam aber „nicht richtig vom Fleck. Fast

Michael Oertl: Brief des Autors an den Verleger. In: Michael Oertl: Unverschämte Geschichten. Verschämte Bilder. Texte: Michael Oertl. Bilder: Reinhard Walcher. Landeck: EYE Verlag 2020, S. 144-152.



zum 70. Geburtstag

fürchtete ich, das Feuer von der Koralm 1977 würde allmählich vergehen“ (Oertl 2020, S. 146).

Auch seine Reisen in den 1980er Jahren, u. a. in Asien, brachten Michael Oertl in Kontakt mit minorisierten Menschen und deren Diskriminierungs- und Armutserfahrungen. Er verspürte den starken Wunsch, etwas zu verändern – in Österreich. Im „Bedenkjahr 1988 – 50 Jahre ‚Anschluss‘ Österreichs an Nazi-Deutschland“ kam die zündende Idee: „Was wäre, fragte ich mich, wenn in ähnlicher Weise ein Jahr unter das Motto Minderheiten gestellt würde? Ein Minderheitenjahr könnte eine auf Gegenwart und Zukunft gerichtete Aktion sein. Ja, ein Themenjahr sollte es geben zugunsten der SlowenInnen in Kärnten, wie auch zugunsten anderer Minderheiten! Ein ‚Jahr der Volksgruppen und Minderheiten in Österreich‘ sollte es sein!“ (Oertl 2020, S. 148f.). Diese Idee präsentierte er erstmals der Gruppe von Kärntner Slowen_innen, die er 1977 kennengelernt hatte, und stieß auf begeisterte Zustimmung. Im Anschluss daran „infizierte“ er Freund_innen und Vertreter_innen von Vereinen mit der Idee des Minderheitenjahres.

Ende der 1980er Jahre kündigte Oertl seine Ganztagesstelle als Physiker zugunsten einer Halbtagesstelle, um Zeit für die Vorbereitung des Minderheitenjahres zu haben. Anschließend wurde er freiberuflich tätig und machte sich im Bereich des Strahlenschutzes selbständig.

Auf einem Rückflug von China nach Innsbruck entwarf Michael Oertl die Grundsatzerklärung für das Minderheitenjahr. Seine Idee war, dass in diesem Jahr Energien und Aktivitäten von Minderheiten gebündelt werden sollten. Vorrangiges Ziel waren ein Austausch von Minderheiten untereinander sowie ein verstärkter Austausch zwischen minorisierten Gruppen und der Mehrheit. Die Idee, einen Verein zu gründen, stammte von seiner wichtigsten Mitstreiterin, Dr. Ursula Hemetek. Michael Oertl wurde der erste Obmann des Vereins und Geschäftsführer der Initiative Minderheiten Tirol.

Mit den „Stimmen zum Minderheitenjahr“, einem Newsletter als Hardcopy und Vorläufer der Zeitschrift Stimme, wurden Informationen und Ideen für das Minderheitenjahr verbreitet. Österreichweit

kam es zu Gesprächen von Vertreter_innen minorisierter Gruppen untereinander und von Minderheiten- und Mehrheitsangehörigen, um Forderungen und Ziele auszuarbeiten. Nach – vor allem internen – konfliktgeladenen Aushandlungsprozessen bei Treffen am Bisamberg konnte die „Initiative Minderheitenjahr“ einen weiten Minderheitenbegriff formulieren, der die Arbeit bis heute prägt und die Bildung minoritärer Allianzen in den Mittelpunkt stellt. Ende 1994 wurde der Vereinsname von Initiative Minderheitenjahr auf Initiative Minderheiten geändert.

Die Vision des Minderheitenjahres sowie zahllose kleine und große Schritte zur Umsetzung und zur weiteren Entwicklung der Initiative Minderheiten gehen auf Dr. Michael Oertls unermüdlichen Einsatz zurück.

Lieber Michael, wir gratulieren dir, unserem Initiator und „Gründungsvater“, ganz herzlich zum 70. Geburtstag und drücken dir unsere Hochachtung und unseren Dank aus!

Im Schatten von Corona

Vor dem Schutzhaus zur Zukunft auf der Schmelz im 15. Wiener Gemeindebezirk erwartete Herr Groll den Dozenten. Ungeduldig fuhr er zwischen den Schrebergärten auf und ab. Endlich nahte sein Freund, er schob seine Rennmaschine, so schnell er konnte.

„Es wurde schon Zeit. Guten Tag, verehrter Dozent!“, sagte Groll.

„Was ist geschehen? Warum haben Sie mich hierher bestellt?“, fragte der Dozent außer Atem.

„Das Pflegegeld wird abgeschafft“, sagte Groll bitter. „Jetzt, nach dreißig Jahren, nachdem wir endlich die jährliche Indexanpassung durchgesetzt haben, wird das Pflegegeld und damit die finanzielle Grundlage für unsere – relative – Unabhängigkeit zerschlagen.“

„Das ist nicht der erste Versuch“, entgegnete der Dozent. „Der letzte Anschlag auf das Pflegegeld ereignete sich im Jahr 2003, als Alfred Gusenbauer seine Kanzlerschaft antrat.“

„Diesmal sind alle Waffengattungen gegen uns in Stellung gebracht. Uns bleibt nur die Rückkehr in die Hölle, der viele von uns dank des Pflegegelds entronnen sind, die Hölle vulgo Behindertenheim. Oder wir finden uns hier ein, wo die Märzgefallenen der 48er Revolution einst verscharrt wurden, ein paar Tausend Frauen und Kämpfer gegen die Hungersnöte und die Diktatur des Metternich-Regimes.“

„In der Ersten Republik wurden die Leichen der Revolutionäre ausgegraben und in ein Massengrab auf dem Zentralfriedhof umgebettet“, warf der Dozent ein.

„Also ist Platz für uns.“

„Gehe ich richtig in der Annahme, dass der Krieg gegen das Pflegegeld seinen Ausgang wieder bei der Sozialdemokratie und ihrem Gewerkschaftsflügel nimmt?“, fragte der Dozent und zückte seinen Notizblock.

„Selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen ist für diese Leute eine Horrorvorstellung. Ich sehe, Sie haben Ihre Lektion über den fortgesetzten Kampf der Sozialdemokratie gegen selbstbestimmte behinderte Menschen gelernt.“

Zweck des Pflegegeldes

§ 1.

Das Pflegegeld hat den Zweck, in Form eines Beitrages pflegebedingte Mehraufwendungen pauschaliert abzugelten, um pflegebedürftigen Personen so weit wie möglich die notwendige Betreuung und Hilfe zu sichern sowie die Möglichkeit zu verbessern, ein selbstbestimmtes, bedürfnisorientiertes Leben zu führen.

„Ich hatte einen guten Lehrmeister.“

Herr Groll orderte einen halben Liter Roten und zwei Gläser. „Sie vermuten richtig“, sagte er, zum Dozenten gewandt. „Dieses Mal sind es sozialdemokratische SoziallandesrätInnen aus Wien, Kärnten, dem Burgenland, Niederösterreich und Oberösterreich, die zur Jagd auf das Pflegegeld blasen. Erstens: Behinderte Menschen bekommen kein Geld mehr auf die Hand, mit dem sie sich Assistenzleistungen zukaufen können. In einer Geld-Gesellschaft kann gesellschaftliche Freiheit aber nur über Geld erkaufte werden. In Zukunft sollen behinderte Menschen kein Geld, sondern nur mehr sogenannte Sachleistungen bekommen. Das heißt, MitarbeiterInnen von Caritas, Diakonie, Rotes Kreuz, Volkshilfe und andere kommen nach einem Hilferuf vorbei und heben den gestürzten Opa, die behinderte MS-Patientin, die nicht aus der Badewanne kommt, oder den spastisch behinderten Mann, der in der Küche am Boden liegt und sich zwischen Tisch und Sesseln verkeilt hat, auf. Dass zwischen Anruf und Eintreffen der Helfer Stunden, aber auch Tage vergehen können, erwähne ich nur am Rande. Jetzt rufe ich in Notfällen meine Haushälterin, die ich aus dem Pflegegeld bezahle, und die ist fünf Minuten später bei mir.“

„Ich verstehe das Motiv dieser Entmündigungsattacke nicht. Ist es Hass auf die behinderten Menschen?“

„Auszuschließen ist heutzutage, wo die Sterbehilfediskussion mit jedem Tag an Schärfe gewinnt, gar nichts. Ich denke aber, überwiegend ist es eine tiefsitzende Ignoranz gegenüber den Bedürfnissen behinderter Leute. Das Ziel der SPÖ ist es, Arbeitsplätze bei den Sozialorganisationen zu schaffen. Zu diesem Zweck wird den behinderten Menschen das Pflegegeld in der jetzigen Form weggenommen. Die PflegegewerkschafterInnen und SP-Abgeordnete haben dieses Modell schon vor zwanzig Jahren vertreten.“

„Das ist aber das genaue Gegenteil von dem, was die UN-Behindertenkonvention vorgibt“, empörte sich der Dozent.

„Österreich hat die Konvention 2008 ratifiziert. Aber was kümmert das Soziallandesräte. Wir werden untergehen, verehrter Freund. Nichtsdestotrotz werden wir kämpfen. Aber die Jäger werden ihres Sieges nicht froh sein. Das Vernichtungswerk, welches sie gegen die Selbstbestimmung behinderter Menschen in Stellung bringen, wird sich letztlich auch gegen sie wenden.“

„Sie werden das nicht verstehen.“

„Das ist zu erwarten. Viva la muerte!“ Herr Groll stieß mit dem Dozenten an.

Ohne Repräsentation gibt's keine Teilhabe

Die Theaterfrau Aslı Kışlal

Kämpferin oder Heldin? Im Zweifelsfall will Aslı Kışlal lieber Kämpferin sein: „Die gehen strategisch vor und haben ein Ziel vor Augen.“ So sieht sie auch sich selber, eine, die mit 18 Jahren aufgebrochen ist, um eine andere Gesellschaft zu finden als die patriarchal geprägte in der Türkei: „Es ging um meine Freiheit als Frau – dafür musste ich raus – und ich wollte eine andere Welt kennenlernen.“

„fremd sein“: Auch die hier Geborenen gelten als „fremd“.

Der Einstieg ins Theaterleben kam über Umwege. Neben dem Studium spielte sie vorerst im Interkulttheater: Boulevardstücke für die türkische Community. Dann kam das erste Engagement am Theater der Jugend: Christa Stippinger (heute Leiterin der *edition exile*) hatte eine Romeo-und-Julia-Paraphrase geschrieben. Aslı Kışlal spielte – noch ohne Deutschkenntnisse – das Pendant zur Julia. Und wollte mehr. Nach einer Schauspielausbildung in Wien spielte sie in Klagenfurt und sehr bald in Deutschland – dort gilt sie wegen ihres Idioms als „Wienerin“.

Zurück in Wien, gründete sie den Kulturverein *daskunst*. „Inzwischen hatte ich größere Ambitionen. Ich begann die patriarchalen Hierarchien im Theater zu hinterfragen. Ich habe selbst Regieassistentin gemacht und wollte eine eigene Gruppe. Ich wollte mit Themen arbeiten, zu denen ich was zu sagen hatte: als Künstlerin, als Frau und als Migrantin.“

Aus der Frustration, dass nicht mehr Kolleg*innen wie sie Theater machen, ist die Projektreihe *Pimp my Integration* entstanden – mit dem Ziel, Strategien für diversere Repräsentationen im Kulturbereich zu entwickeln. Die großen Institutionen monierten zu wenig Professionalität unter den Migrant*innen: „Wir würden die Leute ja gerne

engagieren, aber wo finden wir denn welche, die es können?“

Das nahm sich Aslı Kışlal als Auftrag: Sie wollte Migrant*innen professionell ausbilden. Das erste Konzept fürs *diverCITYLAB* war sehr umfassend. Es sollte mehr werden als ein „Leuchtturmprojekt“, ihr ging es um Nachhaltigkeit: „Wenn wir zeitgemäßes Theater machen wollen, müssen die Repräsentant*innen auch so aussehen wie die Leute, die wir täglich auf der Straße sehen. Die ‚anders Aussehenden‘ sind dann nicht nur die Taxifahrer*innen, sondern eben auch eine Politiker*in oder eine Schauspieler*in. Das muss uns auch in Österreich gelingen.“

Geplant war, dass sich das *diverCITYLAB* nach ein paar Ausbildungszyklen selbst abschafft. „Ich wollte keine Schauspieler*innen zweiter Klasse schaffen, die nur als Typen besetzt werden. Ich habe gehofft, dass Diversität auf der Bühne bald so normal ist, dass dieser Bildungsweg nicht mehr gebraucht wird.“

Für die kommende Saison verfolgt Aslı Kışlal mit ihrem Team im *diverCITYLAB* eine neue Strategie: Sie sammelt Autor*innen und Regisseur*innen, mit denen sie neue Stoffe erarbeitet, die die Realitäten in einer Migrationsgesellschaft widerspiegeln. In ihrer ganzen Vielfalt – because it's 2021! Es bleibt noch viel zu tun. ■■■

Derzeit inszeniert Aslı Kışlal „Medea“ von Corneille im Theater für Niedersachsen.

Ursula Berner, Studium der Geschichte, Germanistik und Theaterwissenschaft, ist Kultursprecherin der Grünen Wien.

So stand Aslı Kışlal 1990 am Südbahnhof in Wien, mit 2.000 Schilling in der Tasche. Sie brauchte einen Job und wollte studieren. Den Job als Au-pair fand sie innerhalb von zwei Tagen. Das Studium der internationalen Politik, das sie in Istanbul angefangen hatte, gab es damals in Österreich nicht, deshalb wechselte sie zur Soziologie.

Sie war jung und selbstbewusst, in einem internationalen Umfeld in Istanbul aufgewachsen, wo sie als Journalistin für eine internationale Zeitschrift arbeitete. „Ich habe mich in Österreich nicht ‚anders‘ gefühlt, deshalb bin ich spät politisiert worden.“

Erst viele Jahre später in der Schauspielschule wurde ihr attestiert, dass sie „keine europäischen Bewegungen“ mache. „Ich habe das nicht als Kritik verstanden. Ich dachte, sie meinen, ich bin besonders cool. Erst langsam verstand ich, was dahintersteckt. Sie finden, ich gehöre nicht hierher. Weil ich Türkin bin. Was die 2. Generation ziemlich früh erlebt, habe ich sehr spät erfahren.“

1991 gründete Kışlal gemeinsam mit Bülent Öztoplu die Jugendzeitschrift *ECHO* und erfuhr in der Arbeit mit Jugendlichen der sogenannten zweiten Generation eine neue Ebene von

Verbunden mit der Initiative Minderheiten

Wir haben Weggefährter:innen der **Initiative Minderheiten** nach den wichtigsten (minderheiten-)politischen Errungenschaften der vergangenen 30 Jahre gefragt. Verraten haben sie uns auch, was sie heute politisch am meisten beschäftigt – mit jeweils einem Foto aus unserem Gründungsjahr 1991.

In den vergangenen 15 bis 20 Jahren ist, bei allen Mängeln in der Umsetzung, im Bereich des gesetzlichen Diskriminierungsschutzes doch einiges vorangegangen – als Ergebnis minderheitenpolitischen Engagements, aber auch unter dem in dieser Hinsicht zivilisatorischen Einfluss der EU-Mitgliedschaft. Ich denke etwa an das Behindertengleichstellungspaket, die gesetzliche Anerkennung der Gebärdensprache, die relative Entkoppelung von Staatsbürgerschaft und Zugang zum kommunalen Wohnbau oder den EU-Rahmen für Roma-Inklusion. In meinem eigenen Arbeitsfeld denke ich an die (allzu späte) Anerkennung Homosexueller als NS-Opfer 2005, zwei Jahre nach der – apropos spät – Entkriminalisierung männlicher Homosexualität. In jüngerer Vergangenheit an die sogenannte „Ehe für alle“, das dritte Geschlecht und die Black-Lives-Matter-Bewegung, die die Situation sichtbarer Minderheiten nachdrücklich auf die Agenda gesetzt hat.

Heute beschäftigen mich die vielfältigen Krisenerscheinungen, mit denen wir konfrontiert sind, und die auf Abwertung und Ausgrenzungen basierenden Antworten der politischen Rechten darauf. Und der Erfolg, den sie damit hat.

Da ich mit Sprache(n) beruflich beschäftigt bin, fallen mir zu den Errungenschaften der vergangenen Jahre gleich auch die Rückschritte ein oder eben die Tatsache, dass es kein Ruhemoment gibt, dass die Errungenschaften weiter umkämpft sind. Da geht's zum Teil auch um die Anerkennung von sprachlichen Rechten der nicht-autochthonen Minderheiten, also nochmal schwieriger (z. B. muttersprachlicher Unterricht an Schulen).

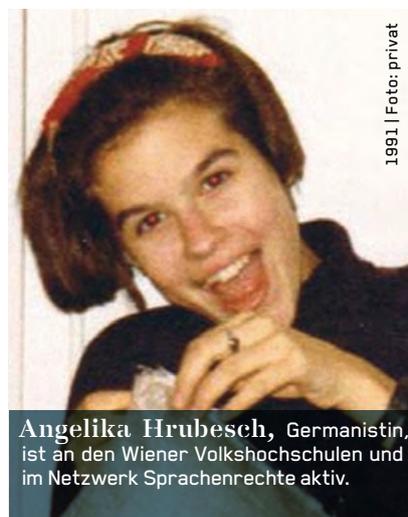
Was mich heute intensiv beschäftigt, deckt sich „minderheitenpolitisch“ ein bisschen mit der Frage nach den Errungenschaften: Mich beschäftigen Fragen der Anerkennung von Sprache(n), deren Legitimation, die Frage, wer welche Sprache(n) in welchen Kontexten verwenden darf/muss oder lernen darf/muss (oder eben nicht) etc. Und allgemein politisch das Thema Flucht.

Die Abschaffung des Paragraphen 209 des Strafgesetzbuchs, der Beziehungen zwischen erwachsenen und unter 18-jährigen Männern kriminalisiert hat, ist sicher ein ganz wichtiger Meilenstein. Genauso die Öffnung der Ehe, endlich auch für homosexuelle Paare. In die letzten 30 Jahre fallen leider auch die (Briefbomben-)Attentate des rechtsextremen Terroristen Franz Fuchs, die die Ermordung von vier Österreicher:innen aus Roma-Familien bedeuteten. Daraufhin wurden Roma und Sinti endlich als Minderheit rechtlich anerkannt. Aber die gesellschaftliche Ausgrenzung und Diskriminierung in Schule, Alltag und Berufsleben bestehen leider weiter.

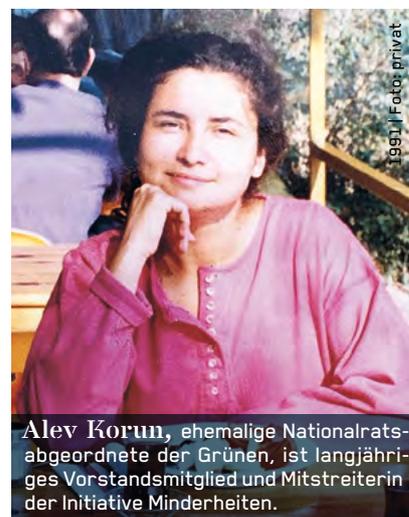
Heute beschäftigen mich vor allem die Fragen, wie wir die Vision einer Welt, in der die Menschenwürde für alle gilt, herunterbrechen, trotz aller Widrigkeiten im Alltag leben und mehr Mitkämpfer:innen dafür gewinnen können; wie man die Vorherrschaft der Ellbogengesellschaft und des „Jede*r für sich“ brechen kann; wie wichtig Sprache und Deutung von Zuständen und Verhältnissen dabei sind und viele damit zusammenhängende Fragen mehr.



Bernhard Weidinger ist Rechts-extremismusforscher am Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW).



Angelika Hrubesch, Germanistin, ist an den Wiener Volkshochschulen und im Netzwerk Sprachenrechte aktiv.



Alev Korun, ehemalige Nationalrats-abgeordnete der Grünen, ist langjähriges Vorstandsmitglied und Mitstreiterin der Initiative Minderheiten.

Eine minderheitenpolitisch bedeutende Errungenschaft war zum Beispiel die Aufhebung des sogenannten Werbe- und Vereinsverbots für LGBTIQ-Organisationen, das bis 1997 gegolten hat – in der Praxis konnten diese zwar tätig sein, sollten jedoch kein „öffentliches Ärgernis“ darstellen. Und auch die Abschaffung des Paragrafen 209, an dem Österreich sehr lange, bis 2002, festgehalten hat. § 209 sah für gleichgeschlechtliche Beziehungen unter Männern ein Schutzalter von 18 Jahren vor und kriminalisierte Schwule. Ohne die Beseitigung dieser Gesetze wären die gleichgeschlechtliche Ehe und die Adoption für Lesben und Schwule nicht möglich geworden – auch wenn ich der Institution Ehe und der Ideologie der Kernfamilie kritisch gegenüberstehe.

Trotzdem gibt es noch hinreichend viele Baustellen. Rassistische Gesetzgebung und „legale Diskriminierung“ grenzen Neuangekommene wie Hiergeborene aus: Menschen, die um Asyl ansuchen, dürfen nicht arbeiten, für jene, die hier geboren wurden, gibt es kein Recht auf die österreichische Staatsbürger*innenschaft. Mittlerweile ist es fast sechzig Jahre her, dass die ersten „Gastarbeiter*innen“ hierhergekommen sind. Trotzdem spielt die Geschichte dieser Migrant*innen in der offiziellen österreichischen Geschichtsschreibung kaum eine Rolle – die Perspektiven von Migrant*innen und ihren Nachkommen auf Migration kommen somit nicht vor. Diese fehlende Anerkennung und das Unsichtbarmachen der Geschichte der Migration entspricht auch dem fehlenden Selbstverständnis Österreichs als einer Einwanderungsgesellschaft. ★



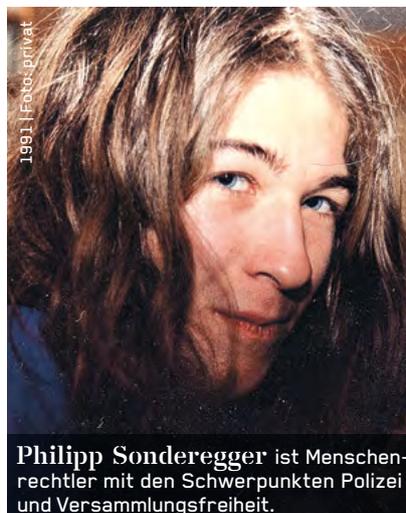
1990er Jahre | Foto: privat

Vina Yun ist freie Journalistin und Autorin in Wien.

1991: Boris Jeltsin spricht auf einem Panzer, Saddam Hussein provoziert den Zweiten Golfkrieg und der blutige Zerfall von Jugoslawien beginnt. Innenpolitisch stolpert Jörg Haider mit der „ordentlichen Beschäftigungspolitik“ und Franz Vranitzky gesteht die Mitschuld Österreichs an den Nazi-Verbrechen ein. Die 1990er in Vorarlberg hatten etwas Abseitiges. Eine Insel in der Insel, verbunden mit der Welt über Mittagsjournal und Standard.

Unter die wichtigsten minderheitenpolitischen Errungenschaften der vergangenen 30 Jahre fallen für mich die Wiener Erklärung mit Aktionsprogramm von 1993 („Alle Menschenrechte für alle“), die Antirassismus- und Beschäftigungsrichtlinie der EU und in Österreich buntere Redaktionen. Persönlich die Einsicht, wie effektiv das Zuhören ist.

Und heute beschäftigt mich das Organisieren von Freiheit und Gleichheit und Solidarität in einer globalisierten Welt. Von der Standortpolitik zum Eingeständnis, dass die Erde rund ist. ★



1991 | Foto: privat

Philipp Sonderegger ist Menschenrechtler mit den Schwerpunkten Polizei und Versammlungsfreiheit.

Die frühen 1990er Jahre waren von einer gewissen Aufbruchsstimmung geprägt. Jörg Haider hat zwar ein „Ausländervolksbegehren“ initiiert, aber 300.000 Menschen sind dagegen auf die Straße gegangen. Die Gesellschaftsfähigkeit von „Ausländerbeschimpfung“ begann abzunehmen und „Integration“ bedeutete damals die Schaffung von gesellschaftlichen Voraussetzungen für ein gelungenes Miteinander. Die NGOs konnten etwas bewegen.

In dieser Zeit gelangen teilweise bis heute wirksame Weichenstellungen: Die Roma wurden als Volksgruppe anerkannt, eine Staatszielbestimmung zur Anerkennung von kultureller Vielfalt wurde beschlossen, das Burgenland bekam zweisprachige Ortstafeln und es wurde ein Staatssekretariat geschaffen – leider nicht für Minderheiten, wie wir gefordert haben, sondern für Integration. Heute gibt es mehr Bewusstsein für Genderfragen und die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften ist festgeschrieben.

Es hat aber in diesen 30 Jahren auch Rückschritte gegeben. Schwarz-blaue Regierungen hinterließen in der Minderheitenpolitik viel verbrannte Erde. Das gesellschaftspolitische Szenario rund um die sogenannte „Flüchtlingskrise“ 2015 hat die früher ausländerfeindlichen, nunmehr islamophoben Tendenzen aufleben lassen. Die Frauenpolitik hat nach Dohnal wesentliche Rückschläge erfahren. Die Pandemie verstärkt gesellschaftliche Gegensätze, die Vertiefer:innen sind einmal mehr marginalisierte Gruppen und Frauen. ★



1991 | Foto: privat

Ursula Hemetek, Wittgensteinpreisträgerin, Leiterin des Instituts für Volksmusikforschung & Ethnomusikologie, Gründerin des Music & Minorities Research Center, ist Mitbegründerin und war langjährige Obfrau der IM.



Arbeitslok „Sterzing“, verwendet beim Bau der Brennerbahn, 1864-67 | TLMF, Historische Sammlungen | © TLMF.

In vielen Museen wird die Geschichte einer Region mit jener seiner Bewohner*innen gleichgesetzt. Kritische Fragestellungen, die das identitätsstiftende einheitliche Bild stören könnten, bleiben oft ausgeklammert. Die Ausstellung *Al lavoro!* zeigt vom 15. Mai bis zum 26. Oktober 2021 Facetten des Zusammenlebens und der Migration der autochthonen italienischsprachigen Bevölkerung Tirols.

Die Gefürstete Grafschaft Tirol mit den Landesteilen Welschtirol (dem heutigen Trentino), Südtirol und Tirol sowie bis 1861 Vorarlberg war vom Spätmittelalter bis zum Ersten Weltkrieg ein mehrsprachiges Land mit einer gemeinsamen Landesgeschichte. Italienisch sprachen 40 Prozent der Bevölkerung. Der Kontakt zwischen den deutsch- und den italienischsprachigen Gebieten war intensiv. Das betraf besonders die zweisprachige Landesverwaltung. Ob Postbeamte, Kanzleimitarbeiter, Lehrpersonen oder Bezirksvorsteher – Verwaltungsangestellte mussten sowohl Deutsch als auch Italienisch beherrschen. 1849 gab es 790 italienische und 1.018 deutsche Grundschulen. In den Gymnasien wurde wechselseitig Italienisch und Deutsch als Fremdsprache unterrichtet. Beispielfhaft steht dafür

Josef Andreatta, der 1880 in Gargazon geboren wurde, nach seinem Studium in Florenz und Grenoble als Lehrer arbeitete. Er sprach Italienisch, Deutsch, Französisch und unterrichtete an verschiedenen Gymnasien von Brixen in Südtirol bis Schwaz im Landesteil Tirol. Politische Ämter wurden auch von Trentinern bekleidet. So etwa Wilhelm von Bossi-Fedrigotti. Seine berufliche Laufbahn führte ihn über Bergamo, Verona und Mantua nach Rovereto, Innsbruck und Trient. 1868 wurde der Jurist Abgeordneter zum Landtag. 1877 bis 1881 war er Landeshauptmann.

Baumeister der Monarchie

Die wirtschaftliche Lage in den deutschsprachigen Landesteilen der Grafschaft verbesserte sich ab den

1860er Jahren sprunghaft. Das bis dahin erfolgreichere Trentino verlor wirtschaftlich jedoch an Boden. Wesentlich dafür war der Wegfall der Lombardei 1859 und dann Venetiens 1866 als Wirtschaftsraum, die in Kriegen der Monarchie an das Königreich Italien fielen. Der „überzähligen“ und arbeitslosen Bevölkerung des Trentino blieb als Ausweg bloß die Arbeitsmigration und Auswanderung. In der industriellen Fertigung fanden schon früh ganze Familien Beschäftigung. Kinder und Frauen kamen vorerst als Saisonbeschäftigte zum Einsatz. 1847 ist die jüngste Arbeiterin der Absamer Textilfabrik zwölf Jahre alt. Bis zu 16 Stunden täglich, sechs Tage die Woche bedienen auch Kinder und Frauen die Maschinen. Sie arbeiten unter schlechtesten Arbeitsbedingungen und bei niedrigsten Löhnen.

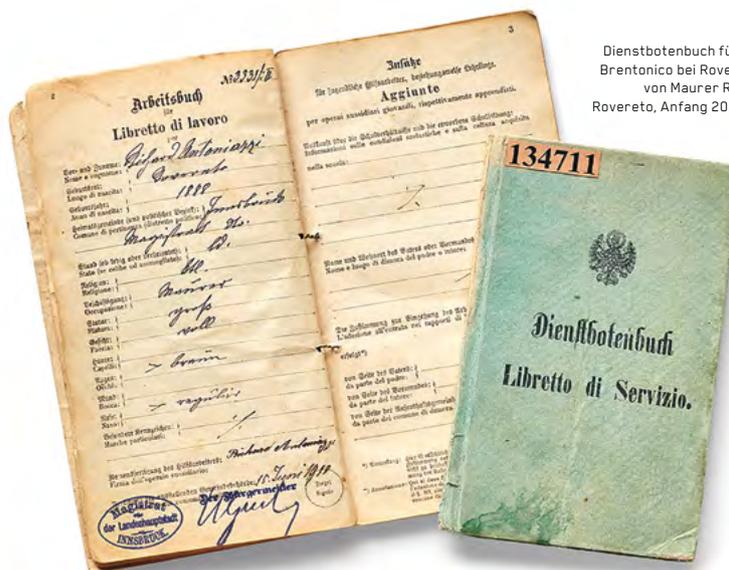
Zum Motor der Arbeitsmigration in Europa wie der Grafschaft Tirol wurde die Industrialisierung, die sich ab den 1850er Jahren im wahrsten Sinne des Wortes „Bahn brach“: Gab es um 1850 in Europa ein Eisenbahnnetz von 20.000 Kilometern, so war dieses 1870 bereits 170.000 und vor dem Ersten Weltkrieg 340.000 Kilometer lang. Für den Ausbau des Schienennetzes wurden Arbeiter aus dem Trentino gezielt durch Arbeitsagenturen und mittels Zeitungsinserate in italienischer Sprache angeworben. Die meisten Bahnarbeiter zogen von einer Baustelle zur nächsten. Das brachte ihnen den Ruf ein, „Baumeister der Monarchie“ zu sein.

Grenzregime im 19. Jahrhundert

In Europa fielen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sukzessive die Grenzbalken. Im Ergebnis herrschte in Europa bis in das Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg Pass- und Reisefreiheit, ein Niederlassungsrecht war damit jedoch nicht verbunden. Die Binnenmigration bewegte 40 Prozent der Bevölkerung der Monarchie, der Anteil der Auswanderung daran war mit 15 Prozent vergleichsweise gering. An die Stelle von Pässen traten in der Monarchie verstärkte fremdenpolizeiliche Überwachung, vor allem der Binnenmigration, und die Abschiebung von Armen in ihre Heimatgemeinden. Kontrollzwecke erfüllten statt Pässen vor allem das Gesindebuch für Dienstboten und der Arbeitsbuchzwang für die Arbeiter*innen (Gewerbeordnung 1859).

Fatti di Innsbruck

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es ein scheinbar ungestörtes Nebeneinander der Landesteile. Erste Autonomierufe wurden 1848 in Trient virulent. 1861 war Vorarlberg autonomes Kronland mit eigenem Landtag geworden, dem Trentino gestand man die Autonomie nicht zu. Verschärfend wirkte, dass es für italienischsprachige Studierende nach dem Verlust der Lombardei und Venetiens keine „eigene“ Universität in der gesamten Habsburgermonarchie mehr gab und an der Universität



Dienstbotenbuch für Giuseppina Villa aus Brentonico bei Rovereto und Arbeitsbuch von Maurer Richard Antoniazzi aus Rovereto, Anfang 20. Jahrhundert | © TLM.

Innsbruck lediglich italienischsprachige Parallelllehrveranstaltungen angeboten wurden. Die wachsenden Gräben vertieften Deutschnationalen und Burschenschaften gezielt, die vor „Verwälschung“ warnten.

Am 4. November 1904 wurde die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät mit italienischer Unterrichtssprache in Innsbruck unter weitgehendem Ausschluss der Öffentlichkeit in der Liebeneggstraße 8 – heute Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck – und ohne Zwischenfälle eröffnet, das sonstige italienischsprachige Lehrangebot jedoch gestrichen. Die abendliche Feier von etwa 140 italienischsprachigen Studierenden aus allen Teilen der Monarchie im Gasthof Weißes Kreuz in der Altstadt von Innsbruck führte zu einem Aufruhr und zu Übergriffen. Der Einsatz von Kaiserjägern nach Mitternacht, die mit gezogenem Bajonett die angeblich bis zu 2.000 deutschsprachigen Randalierenden vertrieben, klärte nur vorübergehend die Lage. Es gab elf Verletzte und einen Toten. Der Kunstmaler August Pezzey von Ladinischer Herkunft erlag einem Bajonettstich, von hinten geführt. Aus Sicht der Bevölkerungsmehrheit und Presse konnte das nur ein „walscher“ Kaiserjäger gewesen sein. Die Übergriffe gingen an den Folgetagen weiter. Zahllose Geschäfte von italienischsprachigen Tiroler*innen wurden zerstört. Die Rechtsfakultät wurde am 17. November wieder aufgelöst. Die Fatti di Innsbruck fanden weltweite Resonanz, wovon neun Folianten im Museum zeugen.

Der lange Schatten der Fatti di Innsbruck

Wilhelm Greil, der Bürgermeister der Stadt Innsbruck, hielt am Grab von August Pezzey eine flammende Rede: „Ein herrlich schöner Tod war Dir beschieden. [...] Im Kampfe gegen freche walsche Gewalttaten hast Du Dein Leben ausgehaucht als Märtyrer für die deutsche Sache [...] auf dem Altar des deutschen Volkes.“ Die Rede war Wasser auf die Mühlen der Deutschnationalen, verschärfte die nationale Frontstellung zwischen „Deutschen“ und „Walschen“ oder Trentiner*innen, ist gleich Italiener*innen. Die Fatti di Innsbruck sind ein Menetekel für den Zerfall der Monarchie an inneren Gegensätzen und bis heute auch für das belastete Verhältnis und die weitgehend verdrängte Haltung einer Bevölkerungsmehrheit in Tirol zu Italien.

Die Ausstellung *Al lavoro!* wurde von Karl Berger, Gerhard Hetfleisch und Antonia Pidner kuratiert. Die Gestaltung hat Ines Graus / blickfisch – Buch- und Ausstellungsgestaltung übernommen. *Al lavoro!* setzt in Kooperation mit dem ZeMIT – Zentrum für Migrant*innen Tirol einen im Jahr 2017 mit „Hier zuhause!“ eröffneten Themenschwerpunkt im Volkskunstmuseum Tirol fort, durch den Migration einen sichtbaren Platz im Museum und in der Geschichtsschreibung Tirols erhält.

www.tiroler-landesmuseen.at/ausstellung/al-lavoro

hier-zuhause.at

Literaturauswahl: Hahn, Sylvia / Komlosy, Andrea / Reiter, Ilse (Hg.), *Ausweisung – Abschiebung – Vertreibung in Europa. 16.–20. Jahrhundert*, Innsbruck 2006; Komlosy, Andrea, *Grenzen. Räumliche und soziale Trennlinien im Zeitenlauf*, Wien 2018.

Gerhard Hetfleisch, bis 2019 Geschäftsführer des ZeMIT, ist Projektleiter am ZeMIT – Zentrum für Migranten und Migrantinnen in Tirol.

Queer und wohnungslos in Wien

Eine Veranstaltungsreihe mit dem Wissenschaftler und Aktivist **Alex Abramovich** vom Zentrum für Psychische Gesundheit und Sucht der Universität Toronto war Anlass für die Radio-Stimme-Sendung „**Queer und wohnungslos in Wien**“. Abramovich zufolge, der zu Wohnungslosigkeit von queeren Jugendlichen forscht, identifizieren sich 25 bis 40 Prozent der wohnungslosen Jugendlichen in Kanada als LGBTQ2S+.



Radio Stimme ist der Wohnsituation bzw. Wohnungslosigkeit queerer Menschen in Wien nachgegangen und hat Sozialarbeiter:innen und Aktivist:innen gefragt, welche Angebote die Wiener Wohnungslosenhilfe für diese Gruppe hat und wo Wien anderen Städten hinterherhinkt. Da sich anti-queere und rassistische Diskriminierungen – gerade beim Thema Wohnen – oft überschneiden, widmet sich die Sendung auch der Situation queerer Geflüchteter in Wien und der Beratungsarbeit der Organisation **Queer Base**.

Wiener Wohnungslosenhilfe und Queers

Die Unterstützungsangebote der Wiener Wohnungslosenhilfe reichen von sehr niederschweligen, kurzfristigen Angeboten wie Notschlafstellen bis zu eigenen, betreuten Wohnungen. Letztere seien allerdings an Voraussetzungen wie Anspruch auf Sozialleistungen und Antragstellung geknüpft, wie Marlene Mutschmann-Sanchez, Sozialarbeiterin bei der Volkshilfe Wien und beschäftigt beim Projekt „Betreut Wohnen“,

erzählt. Über viele Jahre sei die Wohnungslosenhilfe auf Cis-Männer fokussiert gewesen, während Frauen oft unsichtbar wohnungslos waren (und immer noch sind). Erst seit den 1990er Jahren gebe es auf Frauen ausgelegte Projekte – ein großer Fortschritt aus feministischer Perspektive, auch wenn das System nach wie vor sehr binär sei.

Queere Menschen sind aufgrund von gesellschaftlicher Diskriminierung – sei es im Job, bei der Wohnungssuche oder in der Familie – überdurchschnittlich oft von Wohnungslosigkeit betroffen. Zudem erfahren sie als Wohnungslose mehr Gewalt, werden innerhalb der Unterstützungsstrukturen diskriminiert oder finden nur schwer das passende Unterstützungsangebot. Davon erzählen auch die Sozialarbeiter:innen und Aktivist:innen Teresa Wintersteller und Bas Wallisch, Mitorganisator:innen der eingangs genannten Veranstaltungsreihe.

„Sich als schwul zu outen und in ein Männer-Notquartier zu gehen – ein Schlafsaal mit sechs Personen –, kann schwierig sein“, erzählt Teresa

Wintersteller und betont, dass es neben möglichen Erfahrungen mit Homophobie „aufgrund der Binarität des Systems für trans und nicht-binäre Personen noch einmal schwieriger ist, weil es überhaupt keine nicht-binären Plätze für diese Menschen gibt“.

Wenn in der Wohnungslosenhilfe Diskriminierung stattfindet, gibt es für die Betroffenen keinen Rückzugsort mehr – eine große psychische Belastung. Die Situation im niederschweligen Bereich mit binären Massenquartieren, Gruppen-Nassräumen und alltäglichen Diskriminierungen wird als „extrem“ bezeichnet. Im höherschweligen Bereich wie dem betreuten Wohnen der Volkshilfe gibt es dafür nicht-binäre Räume, weil in eigenen Wohnungen betreut wird, wie Marlene Mutschmann-Sanchez erklärt. Doch der Weg zu so einem Angebot ist weit bzw. vielen Queers gar nicht bekannt.

Forderungen

Was muss sich ändern? Bas Wallisch zählt die Forderungen auf, die auch Alex Abramovich

aus seinen Forschungsergebnissen folgert:

- Dokumentation der gewählten Namen und Pronomen (und das Respektieren dieser durch das ganze Team)
- Vorstellung mit eigenen Pronomen und Frage nach denen der Klient:innen
- All-Gender Nassräume
- Gestalten der Räume mit queeren Plakaten/Broschüren etc., um Offenheit zu demonstrieren
- Laufende Trainings für Sozialarbeitende.

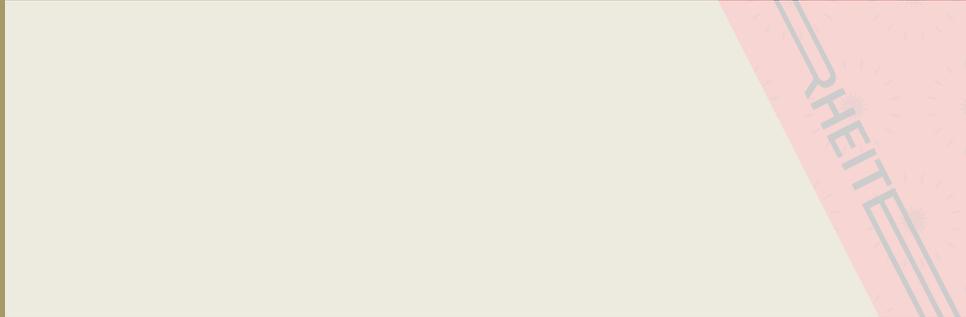
Die Strukturen müssen also dringend queer-inklusiv werden. Gleichzeitig braucht es spezialisierte, niederschwellige Einrichtungen als Safer Spaces. Aber auch einzelne Sozialarbeiter:innen können einiges tun, erklären die Interviewpartner:innen aus ihrer Praxis: Schon das Tragen von queer-freundlichen Symbolen wie Regenbogentaschen bis zur Vorstellung mit den eigenen Pronomen macht einen spürbaren Unterschied für Klient:innen.

Auch wenn Wien hinsichtlich der mit den Communities erarbeiteten Best-Practice-Projekten Aufholbedarf hat, sind auch



» die nächste **stimme** erscheint im Dezember 2021

STIMME ZEITSCHRIFT DER INITIATIVE MINDERHEITEN



 **Bundesministerium**
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

 **Bundesministerium**
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport



ZukunftsFonds
der Republik Österreich

